DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 4*

Ferdinand Ebner: Das Wort und die geistigen Realitäten

Friedrich Hölderlin: Patmos

Sören Kierkegaard: Tagebücher (II)

Theodor Haecker: Wandel der Tragik

Anton Santer: Stoische Episode (Erster Teil: Wien)

Carl Dallago: Wider Hanswurst

Ludwig Ficker: Nachtrag

* *APRIL 1920* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

erscheint in zwanglosen Folgen zu 10 Heften, jedes Heft im Umfang von ca. 80 Seiten. / Die Hefte folgen einander in einem Abstand von ungefähr 1½ bis 2 Monaten. / Die ganze Folge von 10 Heften kostet bei Vorausbestellung K 40.— (Mk. 30.—), die halbe Folge von 5 Heften K 22.— (Mk. 16.—). / Preis des Einzelheftes K 5.— (Mk. 3.50). / Die Preise verstehen sich ohne jeweiligen Teuerungsaufschlag. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Brenner-Verlag, Innsbruck.

SCHRIFTLEITUNG: INNSBRUCK-MÜHLAU 102

Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung unverlangter Rezensionsexemplare verbeten, da für deren Besprechung keine Gewähr übernommen wird. Alle Rechte vorbehalten.

INHALT DER VORIGEN NUMMER, VI. FOLGE, HEFT 3 (FEBR. 1920):

Theodor Haecker: Versailles / Anton Santer: Zu Bildern des Malers E. L. / Carl Dallago: Eröffnungen / Ferdinand Ebner: Das Kreuz und die Glaubensforderung / Anton Santer: Bruchstücke (Aus Briefen eines Zweiflers an schönen Künsten) / Sören Kierkegaard: Tagebücher / Theodor Haecker: Einfälle und Ausfälle / Notiz des Herausgebers

HELLERAUER VERLAG / JAKOB HEGNER

SÖREN KIERKEGAARD / DER BEGRIFF DES AUSERWÄHLTEN

Preis Mk. 7.— geheftet, Mk. 10.— in Halbleder.

Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Aus dem Nachlaß veröffentlicht, dänisch 1916 erschienen.

Daraus einzeln:

TH. HAECKER / EIN NACHWORT

Preis Mk. 2.— geheftet, Mk. 4.— gebunden.

Vom strengen Christentum Kierkegaards befeuert, die zornbebende Streitschrift gegen das Europa, das nun zusammenbricht. Zugleich ein Buch, geeignet, Aufruhr zu stiften und Umsturz: Aufruhr des Gewissens, Umsturz der Gesinnung.

GARTENSTADT HELLERAU BEI DRESDEN

FERDINAND EBNER:
DAS WORT UND DIE GEISTIGEN REALITÄTEN

1.

Das „Ich" ist eine spätere Entdeckung des auf sich selbst sich besinnenden, sich selbst entdeckenden menschlichen Geistes als die Idee. Die antike Philosophie wußte noch nichts von ihm. Denn es wurde erst durch den Geist des Christentums — durch das religiöse Moment also — dem Menschen zum Bewußtsein gebracht. Man begriff es aber bisher immer nur in seinem Bezogensein auf sich selbst oder, wie man auch sagen könnte: in seiner „Icheinsamkeit". Das heißt, man hatte nicht das eigentliche Ich im Auge, sondern — das *Moi* des Pascal. Natürlich mußte man dessen Unzulänglichkeit einsehen, ein ethisches oder erkenntnistheoretisches Prinzip abzugeben. Man lieferte zu gleicher Zeit aber auch die Ethik nicht weniger als die Erkenntnistheorie dem Relativismus aus. Jener vor hundert Jahren unternommene Versuch der deutschen Philosophie, in einem subjektiv gewendeten Idealismus die Existenz des Ichs zu retten, mißlang und mußte eben deswegen mißlingen, weil man noch nicht daraufgekommen war, daß man es nicht mit dem eigentlichen Ich, sondern mit dem im Denken und Spekulieren abstrakt und unwirklich gewordenen *Moi* des Pascal zu tun hatte.

Was für eine Bewandtnis aber hat es nun mit dem eigentlichen Ich? Die Sache ist sehr einfach: dessen Existenz liegt nicht in seinem Bezogensein auf sich selbst, sondern — und das ist der Umstand, auf den alles Gewicht fällt — in seinem Verhältnis zum Du. Die Icheinsamkeit des Pascalschen *Moi* ist demnach nicht als eine absolute aufzufassen, sondern als relative im Verhältnis des Ichs zum Du, und ein Ich außerhalb dieses Verhältnisses gibt es überhaupt nicht. Die Icheinsamkeit ist nichts Ursprüngliches im Ich, sondern das Ergebnis eines geistigen Aktes in ihm, einer Tat des Ichs, nämlich seiner Abschließung vor dem Du.

Das Ich und das Du, das sind die geistigen Realitäten des Lebens. Die Konsequenzen hieraus und aus der Erkenntnis, daß das Ich nur in seiner Relation zum Du und nicht außerhalb ihrer existiere, zu entwickeln, das könnte wohl auch die seit jeher um die Behauptung des Geistes bemühte Philosophie, die an der Unlösbarkeit ihrer bisherigen Probleme, an der Unhaltbarkeit ihrer Problemstellungen — gestehen wir uns das nur ein — zugrundeging und jetzt doch nur mehr ein Scheindasein fristet, vor eine neue Aufgabe stellen. Deren Lösung begreift freilich auch den Selbstmord der Philosophie in sich. Denn die Einsicht in die geistigen Realitäten des Lebens muß selbstverständlich nichts Geringeres als das Ende des Idealismus bedeuten. Von ihm aber lebt alle Philosophie, ob sie sich nun zu ihm bekennt oder ihn bekämpft.

Diese Einsicht zeigt uns aber auch das Wesen der Mathematik — und das der zu ihr hinstrebenden Naturwissenschaft — von einer neuen, augenscheinlich bisher nicht beachteten Seite, indem sie uns gewahr werden läßt, wie alles mathematische Denken in der Icheinsamkeit des menschlichen Geistes wurzelt und in ihr auch sich auslebt. Auf die aus diesem Ursprung herzuleitende Unzulänglichkeit unserer bisherigen mathematischen Vorstellungen und Begriffe, das Welterlebnis in seiner Realität aufzufassen und zu denken, muß auch jener Physiker Ernst Barthel aufmerksam geworden sein, der die Richtigkeit des astronomischen „Axioms" von der Kugelgestalt der Erde bestreitet und die Gestalt der Erde in der Vorstellung der „Totalebene" — einer in sich geschlossenen, aber ungekrümmten Ebene — begriffen wissen will, von der er behauptet, zu ihrer Konzeption reiche ein Bewußtsein allein nicht aus; es müsse ein zweites zuhilfe genommen werden, das mit dem andern sich in Verbindung setzt, und dann lasse sich auch die Totalebene der Erde widerspruchslos vorstellen.

Lehrt uns einerseits der aus der Erkenntnis der geistigen Realitäten geschöpfte Begriff der Icheinsamkeit das menschliche Denken in seinem Wesentlichen verstehen, so offenbart sich uns andererseits durch die Einsicht in den Umstand, daß die Existenz des Ichs in seinem Verhältnis zum Du gegeben sei, die Bedeu-

tung der Sprache in der Geistigkeit ihres Ursprungs. Diesen Ursprung hatte Johann Georg Hamann, dieser unschätzbar tiefe „Philolog", schon deutlich gesehen, wohl auch Wilhelm von Humboldt noch. Von ihm an aber kam die Auffassung des Wesens der Sprache — trotz aller Anhäufung einerseits historisch-philologischen, andererseits psychologischen Erkenntnis- und Deutungsmaterials — geistig immer mehr herab, um endlich in der Erfindung künstlicher Weltsprachen den Triumph ihres Niederganges zu erleben. Denn das ist ja das Charakteristische unserer Zeit überhaupt: daß alle ihre Triumphe und Siege ihre Niederlage bedeuten.

Das nun macht das Wesen der Sprache — des Wortes — in ihrer Geistigkeit aus, daß sie etwas ist, das sich zwischen dem Ich und dem Du zuträgt, zwischen der ersten und zweiten Person, wie man in der Grammatik sagt; etwas, das also das Verhältnis des Ichs zum Du einerseits voraussetzt, andererseits herstellt.

Was aber das weitaus wichtigste und bedeutsamste ist (und zugleich ein letztes Licht auf das Wesen des Wortes wirft): in der Form dieses Verhältnisses findet die Beziehung des Menschen zu Gott ihren Ausdruck. Sie ist die Grund- und Urform des Gottesverhältnisses, das eben, weil es ein „persönliches" ist und sein soll, gar kein anderes sein kann als das Verhältnis des Ichs zum Du. In den letzten Gründen unseres geistigen Lebens ist Gott das wahre Du des wahren Ichs im Menschen. Dieses „konkretisiert" sich in seinem Verhältnis zu Gott; freilich nicht das „ideelle" Ich der Philosophie — das ja nur eine in der Luft schwebende Abstraktion ist, eine Seifenblase des spekulativen Verstandes, die der nächstbeste Windhauch aus der Welt der Wirklichkeiten des menschlichen Lebens zum Zerplatzen bringt —, sondern das wirkliche Ich, das in der Tatsache, daß ich bin und daß ich das von mir aussagen kann, zum Ausdruck kommt.

2.

Das geistige Leben des Menschen ist mit der Sprache innigst und unlösbar verknüpft und beruht wie eben diese auch auf dem Verhältnis des Ichs zum Du. Von der Tatsache, daß sich das

Wort zwischen der „ersten" und „zweiten Person" abspielt, muß jeder Versuch ausgehen, die Sprache in Hinsicht auf ihre geistige Bedeutung zu ergründen. Sie hat in der Aktualität ihres Gesprochenwerdens die Persönlichkeit der Beziehung des Ichs zum Du zur Voraussetzung. Persönlichkeit aber wieder ist ohne Beziehung zum Wort nicht zu denken und in ihr überhaupt erst „objektiv" gegeben als die im Menschen — dadurch, daß er das „Wort hat" — liegende Möglichkeit der „Aussage" im allgemeinen und im besonderen aber der „Behauptung" der eigenen Existenz im Worte Ich des Satzes „Ich bin": wodurch das Selbstbewußtsein „objektiv" wird; die Möglichkeit also, „sprechende", aber auch die ihm — und wieder dadurch, daß er das Wort und Sinn für das Wort hat — gegebene andere Möglichkeit, „angesprochene" Person, das Du zu sein. Das „Du" ist die „Ansprechbarkeit" im anderen und diese gehört ebenso mit zum Wesen der Personalität wie die Möglichkeit „sich" auszusprechen, in der eben das „Ich" gegeben ist.

Mit den Fürwörtern Ich und Du hat es eine besondere Bewandtnis. Sie sind im konkreten Gebrauch nicht Stellvertreter eines Substantivs im Satze, nicht die Vertreter eines Nomens im allgemeinen oder eines Personennamens im besonderen, sonderen stehen in der eben durch das „Wort" geschaffenen und objektiv gemachten geistigen Sphäre „unmittelbar" für die „Person" selbst. Sie waren nicht nur „Beginn und Anfang alles Nomens", wie Jakob Grimm vom Pronomen sagt, sondern, als die Manifestation eines geistigen Realitätsbestandes, Beginn und Anfang der Sprache überhaupt. In der Konkretheit ihres Ausgesprochenwerdens sind das Ich und das Du die geistigen Realitäten des Lebens. Was vom „Wort" in seiner geistigen Ursprünglichkeit und Lebendigkeit überhaupt gilt, zeigt sich am deutlichsten am Ich — und ebenso am Du: es tritt nicht zum Inhalt der Aussage „von außen" hinzu, wird vielmehr aus ihm selbst heraus, wie auch umgekehrt dieser Inhalt aus dem Wort, aus der Tatsache, daß der Mensch das „Wort hat", geboren. Und so ist vor allem in diesem Sinne wahr, was J. G. Hamann sagt: das unsichtbare Wesen unserer Seele offenbart sich durch Worte.

Weil das Ich und das Du immer nur im Verhältnis zueinander existieren, gibt es ebenso wenig ein absolut duloses Ich, als ein ichloses Du zu denken wäre. Das Wort ist dasjenige, wodurch nicht nur die Existenz, sondern vor allem das Verhältnis beider objektiv konstituiert — „gesetzt" — wird. In der Lebendigkeit seines Ausgesprochenseins ist es immer ein Satz — ein „Wort", dessen Plural im Deutschen „Worte" heißt; während das Wort mit dem Plural „Wörter" nichts ist als ein totes, um sein Leben gekommenes, aber doch auch wieder zum Leben zu erweckendes Glied des zerstückelten Satzes. Hinter jedem „Satz" — und jedem Wort, das ein Satz ist — steht als sein innerer und innerster Sinn die „Setzung" des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Du; die reale oder aber auch bloß ideelle Setzung des geistigen Lebens.

Im Menschen ist, objektiv gleichsam, der Drang zur Sprache und subjektiv das Bedürfnis nach „Ansprache": sodaß einer, wie Jakob Grimm bemerkt, der in einer Umgebung aufwüchse, die ihn nicht sprechen lehrte, mit seinem erwachenden Denkvermögen sich eine Sprache erfinden (und gewiß auch nach einem anzusprechenden Wesen suchen) würde. Dieser Drang ist nichts anderes als ein Ausdruck des Angelegtseins des Geistigen in ihm, des Ichs — der „sprechenden Person" — auf die Beziehung und das Verhältnis zum Du, zum Geistigen außer ihm, das er ansprechen kann. „Die Sprache muß", sagt Wilhelm von Humboldt, „meiner vollsten Ueberzeugung nach als unmittelbar in den Menschen gelegt angesehen werden . . . es hilft nicht, zu ihrer Erfindung Jahrtausende und abermals Jahrtausende einzuräumen. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloßen sinnlichen Anstoß, sondern als artikulierten, einen Begriff bezeichnenden Laut versteht, muß schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen". Unmittelbar in den Menschen gelegt, das heißt jedoch nicht: die Sprache und der Drang zu ihr seien dem Menschen „angeboren". Denn alles Angeborene und also Vererbte gehört dem „natürlichen", das Wort aber und die Sprache und der Drang zu ihr dem geistigen Leben an. Weil sie eben dem Menschen n i c h t angeboren ist, darum muß sie jeder erst lernen. Es lernte aber keiner das

Sprechen, wenn nicht in ihn hinein das „Wort" gelegt wäre — was aber geistig verstanden werden muß.

Im Verhältnis des Ichs zum Du in seiner Verwirklichung hat der Mensch sein wahres geistiges Leben; nicht aber darin, worin man es am liebsten sieht: daß er in Poesie und Kunst, Philosophie und mythischen Religionen — und sei es auch noch so genial — vom Geiste träumt. Alle Kultur war bisher nichts anderes und wird niemals etwas anderes sein als ein Traum vom Geist, den der Mensch in der Icheinsamkeit seiner Existenz, abseits von den geistigen Realitäten des Lebens träumt und dessen inneres Gesetz er vornehmlich in der „Konzeption der Idee" empfing.[1])

Weil das Angelegtsein des Geistes im Menschen auf ein Verhältnis zu etwas Geistigem außer ihm in der Sparche seinen objektiven Ausdruck findet, darum auch kann aus ihr allein eine objektive Erkenntnis der geistigen Realitäten geschöpft werden. Andererseits freilich wieder muß man, um ihr Wesen zu verstehen, wissen, worin diese Realitäten zu suchen sind. Wie aber will der Mensch erfassen, was Geist ist, wenn das „Wort" nicht in ihm lebendig wird?

Das Wort, dessen Besitz nach Max Scheler die Sprache erst möglich macht; das Wort, im letzten Grunde seines dem Menschen Gegebenseins verstanden, ist von Gott. Und so ist die Sprache, wie dies auch die Auffassung Hamanns war — auf den ja jede tiefere Spracherkenntnis immer wieder zurückkommen wird — göttlichen Ursprungs, etwas, „schlechthin Transscendentes", „Uebernatürliches", eine Tatsache des geistigen, aber keine des natürlichen Lebens. Von Gott mußte das Wort zum Leben kommen, denn das Leben wäre ja aus sich selbst heraus nicht imstande, den Weg zum Wort zu finden, das im Menschen das Leben des Geistes schuf und weckt. Um das zu verstehen, muß der Mensch freilich an Gott glauben; das heißt aber auch ja zunächst im Glauben sich des geistigen Grundes seiner Existenz

[1]) In keiner geistigen Produktion kommt der Mensch zur Besinnung auf sich selbst und sein wahres geistiges Leben und mag diese Besinnung auch am Ausgangspunkt des Produzierens stehen, schließlich verliert sie sich doch in diesen.

und deren Angelegtsein auf ein persönliches Verhältnis zu diesem Grund bewußt sein. Gott ist dieser Grund und er ist auch das wahre Du des wahren Ichs im Menschen.

Durch das Wort in der Göttlichkeit seiner Herkunft in den Menschen hinein geschaffen, ist das Verhältnis des Ichs zum Du, aus dem als sein sinnfälliger Ausdruck die Sprache hervorging, nicht hinterher erst zu dem in seiner Einsamkeit für sich existierenden Ich hinzugetreten, sondern gibt vielmehr selbst die Voraussetzung für dessen Existenz ab, die demnach, so verstanden, in objektiver Hinsicht identisch ist mit der Tatsache, daß der Mensch das „Wort hat"; daher man vom Tier sagen kann, es habe kein Ich, weil ihm die Sprache versagt ist, weil es das Wort n i c h t hat.[1]) Ohne die Relation des Ichs zum Du — die, was niemals „psychologisch", sondern immer nur „pneumatologisch" begriffen werden kann, die „Selbstbehauptung", obgleich nicht „Selbstsetzung" des Ichs in der Aussage des Satzes „Ich bin" möglich macht — gäbe es nicht nur kein Ich, sondern auch keine Sprache.

Das Fürsichsein des Ichs in seiner Einsamkeit ist kein ursprüngliches Faktum im geistigen Leben des Menschen — angenommen das Ich existiere außerhalb seiner Beziehung zum Du und unabhängig von diesem: dann wäre der Mensch ebenso stumm und sprachlos wie das Tier, wie die ganze Natur —, sondern ein Ergebnis seiner Abschließung vor dem Du. Diese Abschließung aber ist nichts anderes als der „Abfall von Gott"; der Versuch des Menschen, in gottloser „Innerlichkeit" — was für eine *contradictio in adjecto!* — zu existieren, der erste Mißbrauch und verkehrte Gebrauch der „Freiheit", der von Gott in den Menschen gelegten „Personalität" des Existierens. Ihn muß man voraussetzen, will man die geistige Existenz des Menschen in der Welt, vor allem aber die geistige Not seines Existierens in ihr richtig verstehen. Der Mensch wurde zum „Knecht der Sünde" und büßte damit zum Teil seine Persönlich-

[1]) Es ist charakteristisch für den Menschen, daß er etwas aussagen kann und aber auch etwas auszusagen hat. Das Tier kann nichts aussagen, weil es eben das „Wort nicht hat". Es hat aber auch nichts auszusagen — und wieder aus demselben Grunde.

keit ein; denn die kann nur in ihrem Verhältnis zu Gott bestehen.

*

Einsamkeit ist etwas Geistiges und im letzten Grunde immer Einsamkeit des Sterbens. Die innere Einsamkeit seines Lebens könnte dem Menschen gar nicht fühlbar werden, wenn nicht diesem Leben etwas Geistiges zugrunde läge, und sie ist ja selber nichts als dieses Geistige. Welcher Mensch litte nicht an ihr? Der wäre ja auch noch gar nicht aufmerksam geworden auf das Geistige seines Lebens. Nur macht man manchesmal, sein Leiden verleugnend, aus dieser Einsamkeit eine Tugend des Geistes — und tut Unrecht. Man ist auch noch nicht auf den wahren Grund der Einsamkeit und also noch nicht auf ihren geistigen Kern gestoßen, solange man sich ihrer nur in der Schmerzlichkeit des „Nichtverstandenwerdens" bewußt wird. Denn dann erst erfaßt der Mensch ihren Grund und Kern und dann erst versteht er sich selbst wirklich in der Einsamkeit seines Lebens, wenn er sie als die aktive Abschließung, nicht passive Abgeschlossenheit seines Ichs vom Du erfaßt. Wer das Bedürfnis hat, vom andern verstanden zu werden — und am stärksten hat es das Genie und leidet am meisten darunter — wer in der Unbefriedigtheit dieses Bedürfnisses und nicht anders die Einsamkeit des Lebens gewahr wird, der will immer auch noch die Respektierung seiner Einsamkeit von den andern: er will ja eben in ihr, hinter der „chinesischen Mauer" seines Ichs, an der wie vor allem beim Genie sein „Vorstellungsleben" und Denken mit aufbauen hilft, von den andern verstanden werden. Wer aber wirklich den letzten Grund der Einsamkeit seines Lebens, wer sie also in der Abschließung seines Ichs vom Du erfaßt — und im letzten Grund ist ja Gott, der alle und darum auch ihn versteht, dieses Du — und wer hierin sich selber wirklich versteht, der kann ja nicht mehr von den Menschen fordern, daß sie ihn in dieser von ihm so verstandenen Einsamkeit verstünden und sie gar noch respektierten. Je tiefer sich ein Mensch in der Einsamkeit seines Lebens versteht, desto mehr hebt sich sein Bedürfnis verstanden zu werden von selber auf.

*

Für die Wissenschaft gibt es natürlich weder einen Abfall von Gott noch den göttlichen Ursprung des Wortes und der Sprache und so äußert sich auch schon Jakob Grimm in seiner Vorlesung über den Ursprung der Sprache in diesem Sinne: „Ich habe dargetan, daß die Menschensprache so wenig eine unmittelbar geoffenbarte sein könne, als sie eine anerschaffene war; eine angeborene Sprache hätte die Menschen zu Tieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt. Es bleibt nichts übrig, als daß sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbene sein müsse: nichts anderes kann sie sein, sie ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft." Nach dieser Auffassung ist die Existenz des Menschen die Voraussetzung der Sprache. Sie wurde durch ihn. Der Mensch aber? Er, dessen ganze Menschlichkeit in die Tatsache des Wortes so tief hineinverwurzelt ist, daß man mit eben so vielem Rechte behaupten kann und es muß, er wurde durch das Wort, die Sprache, das, was er ist, ein Mensch? So sagte auch Wilhelm von Humboldt — und er mag dabei den „Ausweg aus dem Zirkel", den die „Pneumatologie" zwar sieht, die Wissenschaft aber nicht findet und finden kann, im Sinne gehabt haben: Der Mensch ist nur Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein. Die Sprachwissenschaft frage gar nicht, wie es auch Max Scheler fordert, nach der „Entstehung der Sprache" — die ein in einem tieferen Sinne zu verstehendes „prähistorisches" Faktum, nicht der Natur, sondern des Geistes ist. Denn ihr Gegenstand ist das Wort, das sich der Mensch nach seinem Abfall von Gott — und mit dem erst begann seine „Geschichte" — selber geschaffen hatte. Dieses „menschliche" Wort ist nicht dasselbe, obwohl es voraussetzend, durch das das geistige Leben im Menschen, das Ich in seinem Verhältnis zum Du, für das es zeugt, geschaffen ist, und von dem Scheler sagt, es habe, da es alle Geschichte konstituiert, selber keinerlei Geschichte. Doch ist auch das Wort in der Göttlichkeit seines Ursprungs „historisch" geworden — im Leben und Worte Jesu.

*

Je verinnerlichter sich der Mensch in der Geistigkeit seines Lebens, in der „Ichhaftigkeit" seiner Existenz versteht, je entschiedener er darnach strebt, ernst zu machen mit einem Leben im Geiste, desto klarer und deutlicher erfaßt er es, daß Gott das wahre Du seines Ichs ist, daß er gar nicht anders existieren könnte als im Verhältnis zu Gott — mag auch die bisherige Gottlosigkeit und Gottvergessenheit seines Daseins noch so sehr dagegen zu sprechen scheinen. Desto klarer aber auch wird es ihm, daß es nur ein einziges Ich gibt und daß das Ich das „Einzige" ist — vor Gott. Dieses Ich ist — um das auszusprechen, kann man nicht anders als seine eigene Person einsetzen und „persönlich" werden — in mir selber, und in Dir, der Du vielleicht einmal diese Zeilen liest. Vielmehr, es ist auch nicht in mir, denn das Ich „ist" überhaupt nicht, sondern „ich bin es". Es gibt aber auch nur ein einziges Du und das eben ist Gott. In meinem rechten geistigen, vom Geist geforderten Verhältnis zum andern Menschen ist das Du im Heinrich nicht ein ganz anderes als im Josef oder Ludwig, sondern immer ein- und dasselbe, das einzige Du, das es gibt. Sind nun die andern Menschen außer mir ichlos? Das ist doch unmöglich. Um einzusehen, wie es sich verhält, muß man den richtigen Standpunkt im Geistigen einnehmen und dieses in der richtigen Perspektive sehen. Den Standpunkt aber gibt das „Ich" in seiner Wirklichkeit ab, nicht irgend ein abstraktes Ich. Ich habe diesen Standpunkt in meiner eigenen geistigen Existenz. Kein Mensch kann zum Geistigen im andern Menschen ein „objektives", standpunkt- und perspektivenloses Verhältnis haben. Ich kann es nicht haben außerhalb der Tatsache und von ihr ganz absehend, daß ich bin. Habe ich nun das rechte — und das ist das „nicht objektive" und das wieder heißt das persönliche — Verhältnis zu diesem Geistigen, dann ist es für mich nicht das Ich, denn das bin ja ich selber, sondern das Du. Habe ich aber zum andern Menschen nicht das rechte Verhältnis des Geistes, so daß ich also in ihm nicht das Du meines Ichs habe, sondern wieder nur das Ich erlebe, sein Ich und dessen „chinesische Mauer", hinter der es sich vor mir verschließt und über die hinweg ich mich nur mühsam mit ihm verständige oder auch gar nicht, so-

daß ich mich selber nun auch vor ihm verschließe; dann — ja dann erlebe ich in diesem Ich des andern im letzten Grunde nichts anderes als mein eigenes Ich, seine Abschließung und Einsamkeit und chinesische Mauer, ich erlebe mich selber in meiner Icheinsamkeit — ich erlebe das Ich schlechthin, das einzige Ich, das es gibt.

*

Weil das Gottesverhältnis ein persönliches ist und sein soll, kann es nur als das Verhältnis des Ichs zum Du verstanden werden, der „ersten" zur „zweiten Person", wie man in der Grammatik sagt und dabei selbstverständlich keine Rangordnung zum Ausdruck bringt. Da nun aber dieses Verhältnis wieder zugleich auch das der „sprechenden" zur „angesprochenen Person", also die geistige Atmosphäre ist, in der das Wort atmet und lebt, das Wort aber von Gott kommt und seinem ersten und letzten Sinn nach im Menschen zu Gott zurück will, so ist es auch als die geistige Situation der Sprache in der Aktualität ihres Gesprochenwerdens im letzten Grunde nichts anderes als das Verhältnis des Menschen zu Gott.

Drucktehler-Berichtigung. Im vorigen Heft ist (in Ebners Aufsatz) zu lesen:

S. 203, Z. 18 v. o.: „in *seiner* Tiefe" (statt *einer*).

S. 204, Z. 2 v. u.: „die *Dichtung* der Gestalten" (statt *Achtung*).

S. 206, Z. 9 v. o.: „*seinem* letzten Grunde" (statt *einem*).

FRIEDRICH HÖLDERLIN: PATMOS

(Zu Hölderlins 150. Geburtstag, 20. März)

Dem Landgrafen von Homburg

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
Im Finstern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaueten Brücken.
Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit
Und die Liebsten nahe wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen,
So gib unschuldig Wasser,
O, Fittige gib uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren!

So sprach ich, da entführte
Mich schneller, denn ich vermutet,
Und weit, wohin ich nimmer
Zu kommen gedacht, ein Genius mich
Vom eigenen Haus! Es dämmerten
Im Zwielicht, da ich ging,
Der schattige Wald
Und die sehnsüchtigen Bäche
Der Heimat; nimmer kannt' ich die Länder.
Doch bald in frischem Glanze,
Geheimnisvoll
Im goldenen Rauche blühte,
Schnellaufgewachsen
Mit Schritten der Sonne,
Mit tausend Tischen duftend

Mir Asia auf, und geblendet sucht'
Ich eines, das ich kennete, denn ungewohnt
War ich der breiten Gassen, wo herab
Vom Tmolus fährt
Der goldgeschmückte Paktol,
Und Taurus stehet und Messogis,
Und voll von Blumen der Garten,
Ein stilles Feuer. Aber im Lichte
Blüht hoch der silberne Schnee;
Und Zeug' unsterblichen Lebens
An unzugangbaren Wänden
Uralt der Efeu wächst, und getragen sind
Von lebenden Säulen, Zedern und Lorbeern,
Die feierlichen,
Die göttlichgebauten Paläste.

Es rauschen aber um Asias Tore,
Hinziehend da und dort
In ungewisser Meeresebene
Der schattenlosen Straßen genug,
Doch kennt die Inseln der Schiffer.
Und da ich hörte,
Der nahegelegenen eine
Sei Patmos,
Verlangte mich sehr,
Dort einzukehren und dort
Der dunkeln Grotte zu nahn.
Denn nicht, wie Cypros,
Die quellenreiche, oder
Der anderen eine
Wohnt herrlich Patmos.

Gastfreundlich aber ist
Im ärmeren Hause
Sie dennoch.
Und wenn vom Schiffbruch oder klagend
Um die Heimat oder

Den abgeschiedenen Freund
Ihr nahet einer
Der Fremden, hört sie es gern, und ihre Kinder,
Die Stimmen des heißen Hains,
Und, wo der Sand fällt und sich spaltet
Des Feldes Fläche, die Laute,
Sie hören ihn, und lieblich tönt
Es wieder von den Klagen des Manns. So pflegte
Sie einst des Gottgeliebten,
Des Sehers, der in seliger Jugend war

Gegangen mit
Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich; denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers, und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da beim Geheimnisse des Weinstocks sie
Zusammensaßen zu der Stunde des Gastmahls
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Aussprach der Herr, und die letzte Liebe; denn nie genug
Hatt' er von Güte zu sagen,
Der Worte damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er. Vieles wäre
Zu sagen davon. Und es sahn ihn, wie er siegend blickte,
Den Freudigsten die Freunde noch zuletzt.

Doch trauerten sie, da nun
Es Abend worden, erstaunt,
Denn Großentschiedenes hatten in der Seele
Die Männer, aber sie liebten unter der Sonne
Das Leben, und lassen wollten sie nicht
Vom Angesichte des Herrn
Und der Heimat. Eingetrieben war,
Wie Feuer im Eisen, das, und ihnen ging
Zur Seite der Schatte des Lieben.
Drum sandt' er ihnen

Den Geist, und freilich bebte
Das Haus und die Wetter Gottes rollten
Ferndonnernd über
Die ahnenden Häupter da, schwersinnend
Versammelt waren die Todeshelden,

Jetzt, da er scheidend
Noch einmal ihnen erschien.
Denn jetzt erlosch der Sonne Tag,
Der königliche, und zerbrach
Den geradestrahlenden,
Den Zepter, göttlich leidend, von selbst,
Denn wiederkommen sollt' es
Zu rechter Zeit. Nicht wär' es gut
Gewesen, später, schroffabbrechend, untreu
Der Menschen Werk, und Freude war es
Von nun an,
Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren
In einfältigen Augen, unverwandt
Abgründe der Weisheit. Und es grünen
Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.

Doch furchtbar wahrhaft ist, wie da und dort
Unendlich hin zerstreut das Lebende Gott.
Denn schon das Angesicht
Der teuern Freunde zu lassen,
Und fernhin über die Berge zu gehn
Allein, wo zweifach
Erkannt, einstimmig
War himmlischer Geist; und nicht geweissagt war es, sondern
Die Locken ergriff es gegenwärtig,
Wenn ihnen plötzlich
Ferneilend zurückblickte
Der Gott, und schwörend,
Damit er halte, wie an Seilen golden
Gebunden hinfort
Das Böse nennend, sie die Hände sich reichten, —

Wenn aber stirbt alsdann,
An dem am meisten
Die Schönheit hing, daß an der Gestalt
Ein Wunder war, und die Himmlischen gedeutet
Auf ihn, und wenn, ein Rätsel ewig füreinander,
Sie sich nicht fassen können
Einander, die zusammenlebten
Im Gedächtnis, und nicht den Sand nur oder
Die Weiden es hinwegnimmt und die Tempel
Ergreift, wenn die Ehre
Des Halbgottes und der Seinen
Verweht und selber sein Angesicht
Der Höchste wendet
Darob, daß nirgend ein
Unsterbliches am Himmel zu sehen ist oder
Auf grüner Erde, was ist dies?

Es ist der Wurf des Säemanns, wenn er faßt
Mit der Schaufel den Weizen,
Und wirft, dem Klaren zu, ihn schwingend über die Tenne;
Ihm fällt die Schale vor den Füßen, aber
Ans Ende kommet das Korn.
Und nicht ein Uebel ist's, wenn einiges
Verloren gehet, und von der Rede
Verhallet der lebendige Laut:
Denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern.
Nicht alles will der Höchste zumal.
Zwar Eisen träget der Schacht,
Und glühende Harze der Aetna,
So hätt' ich Reichtum,
Ein Bild zu bilden und ähnlich
Zu schaun, wie er gewesen, den Christ.

Wenn aber einer spornte sich selbst,
Und traurig redend, unterweges, da ich wehrlos wäre,
Mich überfiele, daß ich staunt', und von dem Gotte
Das Bild nachahmen möcht', ein Knecht —

Im Zorne sichtbar sah ich einmal
Des Himmels Herrn, nicht, daß ich sein sollt' etwas, sondern
Zu lernen. Gütig sind sie, ihr Verhaßtestes aber ist,
So lange sie herrschen, das Falsche, und es gilt
Dann Menschliches unter Menschen nicht mehr.
Denn sie nicht walten, es waltet aber
Unsterblicher Schicksal, und es wandelt ihr Werk
Von selbst, und eilend geht es zu Ende.
Wenn nämlich höher gehet himmlischer
Triumphgang, wird genennet, der Sonne gleich
Von Starken der frohlockende Sohn des Höchsten,

Ein Losungszeichen, und hier ist der Stab
Des Gesanges, niederwinkend,
Denn nichts ist gemein. Die Toten wecket
Er auf, die noch gefangen nicht
Vom Rohen sind. Es warten aber
Der scheuen Augen viele
Zu schauen das Licht! Nicht gerne wollen
Am scharfen Strahle sie blühn,
Wiewohl den Mut der goldene Zaum hält. —
Wenn aber, als
Von schwellenden Augenbraunen
Der Welt vergessen,
Stilleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen
Der Gnade sich freuend sie
Am stillen Blicke sich üben.

Und wenn die Himmlischen jetzt,
So, wie ich glaube, mich lieben,
Wie viel mehr Dich,
Denn e i n e s weiß ich,
Daß nämlich der Wille
Des ewigen Vaters viel
Dir gilt. Still ist sein Zeichen
Am donnernden Himmel. Einer steht darunter
Sein Leben lang. Denn noch lebt Christus.

Es sind aber die Helden, seine Söhne,
Gekommen all und heilige Schriften
Von ihm, und den Blitz erklären
Die Taten der Erde bis jetzt,
Ein Wettlauf unaufhaltsam. Er ist aber dabei, denn seine Werke
Ihm alle bewußt von jeher. *sind*

Zu lang, zu lang schon ist
Die Ehre der Himmlischen unsichtbar.
Denn fast die Finger müssen sie
Uns führen, und schmählich
Entreißt das Herz uns eine Gewalt.
Denn Opfer will der Himmlischen jedes,
Wenn aber eines versäumt ward,
Nie hat es Gutes gebracht.
Wir haben gedienet der Mutter Erd
Und haben jüngst dem Sonnenlichte gedient,
Unwissend. Der Vater aber liebt,
Der über allen waltet,
Am meisten, daß gepfleget werde
Der feste Buchstab', und Bestehendes gut
Gedeutet. Dem folgt deutscher Gesang.

Nach der grundlegenden Ausgabe der Werke Hölderlins (München, Georg Müller), die dem im Krieg gefallenen Norbert v. Hellingrath zu danken ist.

SÖREN KIERKEGAARD: TAGEBÜCHER (II)

Brief an den Naturforscher Peter Wilhelm Lund (1801—80), den Bruder von Kgd's Schwager.

Kopenhagen, 1. Juni 1835.

Sie wissen, mit wie großer Begeisterung ich Sie seinerzeit reden hörte; wie enthusiastisch ich war für Ihre Beschreibung Ihres Aufenthaltes in Brasilien, und in dieser Hinsicht wieder nicht so sehr wegen der Masse von einzelnen Beobachtungen, mit denen Sie sich selber und Ihre Wissenschaft bereichert hatten, als wegen des Eindrucks, den Ihr erstes Hinaustreten in die wunderbare Natur auf Sie machte; Ihr paradiesisches Glück und Freude. So etwas muß immer sympathetisch auf jeden Menschen wirken, der anders etwas Gefühl und Wärme hat, wenn er auch meint, seine Zufriedenheit, seine Wirksamkeit in einer ganz andern Sphäre zu finden, aber besonders auf den Jüngeren, der von seiner Bestimmung nur erst träumt. Unsere erste Jugend steht wie eine Blume im Morgendämmern, in ihrem Kelch einen köstlichen Tropfen Tau, in welchem alle Umgebungen harmonisch-melancholisch sich spiegeln. Aber sobald die Sonne am Horizont sich hebt, vertrocknet auch der Tropfen Tau; mit ihm verschwinden die Träumereien des Lebens, und nun gilt es, ob der Mensch imstand ist, um wieder ein Bild von den Blumen zu nehmen, einen Tropfen — durch eigene Kraft wie ein Nereum — zu entwickeln, der als die Frucht seines Lebens bestehen kann. Dazu gehört zu allererst, daß man in das Erdreich zu stehen kommt, in das man eigentlich hineingehört; aber das ist nicht immer so leicht zu finden. Es gibt in dieser Hinsicht glückliche Naturen, die einen so entschiedenen Hang nach einer gewissen Richtung haben, daß sie ruhig auf dem einmal so angewiesenen Weg vorwärts arbeiten, ohne daß jemals der Gedanke Macht über sie bekommt, daß es vielleicht ein ganz anderer Weg sei, den sie betreten müßten. Es gibt andere, die so völlig von ihren Umgebungen sich leiten lassen, daß es niemals recht für sie aufgeht, wohin eigentlich sie streben. Wie die erste Klasse

einen inneren kategorischen Imperativ hat, so anerkennt die letzte einen äußeren. Aber wie wenige sind nicht die ersten, und zu der Klasse der letzten wünsche ich nicht zu gehören. Größer ist die Zahl derer, die im Leben zu prüfen bekommen, was eigentlich diese Hegelsche Dialektik sagen will. Es ist übrigens ganz in Ordnung, daß der Wein gärt, ehe er klar wird; aber unbehaglich ist dessenungeachtet oft dieser Zustand in seinen einzelnen Momenten, wiewohl er natürlich in seiner Ganzheit betrachtet seine Behaglichkeit hat, insoweit er innerhalb des allgemeinen Zweifels doch seine relativen Resultate hat. Im besonderen hat er große Bedeutung für den, der durch ihn ins Reine mit seiner Bestimmung gekommen ist, nicht bloß für die nachfolgende Ruhe im Gegensatz zu dem vorhergehenden Sturm, sondern weil man dann d a s L e b e n h a t in einer ganz anderen Bedeutung als vorher. Das ist jenes faustische Element, das mehr oder weniger in einer jeden intellektuellen Entwicklung sich geltend macht, weshalb es mir immer so vorgekommen ist, daß man der Idee des Faust eine Weltbedeutung einräumen dürfte. Wie unsere Vorväter eine Göttin für die Sehnsucht hatten, so, meine ich, steht Faust als der personifizierte Zweifel. Und mehr soll er nicht sein, und es ist gewiß eine Sünde gegen die Idee; wenn Goethe den Faust sich hat bekehren lassen, ebenso wie wenn Mérimée Don Juan sich bekehren läßt. Man wende mir nicht ein, daß Faust doch in dem Augenblick, da er an den Teufel sich wandte, einen positiven Schritt tat, denn hierin scheint mir gerade etwas vom Tiefsten der Faustsage zu liegen. Eben deshalb wandte er sich an ihn, damit er Erleuchtung erhalte, und hatte sie also nicht im vorhinein, und eben weil er dem Teufel sich hingab, wurde der Zweifel vermehrt (wie es mit einem Kranken, der in die Hände eines Quacksalbers fällt, gerne noch schlimmer wird); denn wohl ließ Mephistopheles ihn durch seine Brille in verborgene Orte des Menschen und der Erde sehen, aber Faust mußte beständig den Zweifel an ihm nähren, weil er ihm niemals das Allertiefste in intellektueller Hinsicht aufhellen konnte. An Gott sich zu wenden, darauf konnte er seiner Idee zufolge niemals kommen, insofern er in dem Augenblick, da er es tat, sich selbst sagen mußte, daß hier

in Wahrheit Erleuchtung zu finden wäre; aber im selben Augenblick hatte er ja seinen Charakter als Zweifler verleugnet.

Aber ein solches Zweifeln kann auch in anderen Sphären sich zeigen. Wenn der Mensch auch ins Reine gekommen ist mit sich selbst über einzelne solcher Hauptpunkte, so gibt es im Leben andere auch bedeutende Fragen. Jeder Mensch wünscht natürlich seinen Gaben gemäß in der Welt zu wirken, aber daraus folgt dann wieder, daß er seine Gaben in einer bestimmten Richtung auszubilden wünscht, in der nämlich, die für seine Individualität am besten paßt. Aber welche ist diese? Hier stehe ich vor einem großen Fragezeichen. Hier stehe ich wie Herkules, aber nicht am Scheideweg — nein, hier zeigt sich eine weit größere Mannigfaltigkeit von Wegen, und desto schwieriger ist es also, den rechten zu nehmen. Es ist vielleicht gerade ein Unglück meiner Existenz, daß ich mich für allzuviel interessiere und nicht entschieden für eines; meine Interessen stehen nicht alle einem einzigen subordiniert, sondern alle stehen koordiniert.

Ich will zu zeigen versuchen, wie die Sachen für mich stehen.

1. *Die Naturwissenschaften.* Sehe ich zunächst auf diese ganze Richtung hin (indem ich darunter alle die einbefasse, welche die Runen der Natur verständlich zu machen und zu deuten versuchen, von denen, die den Lauf der Sterne berechnen und sie, sozusagen, darin aufhalten, um sie näher zu untersuchen, zu denen, welche die Physiologie eines einzelnen Tieres beschreiben; von denen, die von den Höhen der Berge die Erdfläche überschauen, zu denen, die in die Tiefe der Abgründe steigen; von denen, welche die Bildung des menschlichen Leibes durch unzählige Nuancen verfolgen, zu denen, welche die Eingeweidewürmer untersuchen), so habe ich natürlich auf diesem Weg, wie auf jedem anderen (doch vornehmlich auf diesem) Beispiele von Menschen gesehen, die sich einen Namen in der Literatur durch ungeheuern Sammelfleiß gemacht haben. Eine große Masse von Einzelheiten kennen sie, und sie haben viele neue entdeckt; aber auch nicht mehr. Sie haben bloß ein Substrat für das Denken und Arbeiten anderer geliefert. Und diese Menschen stehen nun da zufrieden mit ihren Einzelheiten, und doch kommen sie mir vor wie der reiche Bauer im Evangelium;

eine große Masse haben sie gesammelt in die Scheune, aber die Wissenschaft kann zu ihnen sagen: „Morgen werde ich deine Seele verlangen", insofern sie es ist, die entscheidet, welche Bedeutung jedes einzelne Resultat im Ganzen haben soll. Insofern nun eine Art unbewußten Lebens im Wissen eines solchen Mannes war, insofern kann man von den Wissenschaften sagen, daß sie sein Leben fordern; insofern es nicht war, ist seine Wirksamkeit gleich der eines Menschen, der durch den Zerfall seines toten Leibes zur Erhaltung der Erde beiträgt. Anders ist es natürlich mit anderen Phänomenen gewesen, mit solchen Naturforschern, die durch ihre Spekulation gefunden oder zu finden gestrebt haben jenen archimedischen Punkt, der nirgends ist in der Welt, und nun von da aus das Ganze betrachtet und die Einzelheiten in dem rechten Lichte gesehen haben. Und was solche anlangt, will ich nicht leugnen, daß sie einen höchst wohltuenden Eindruck auf mich gemacht haben. Die Ruhe, die Harmonie, die Freude, die man bei ihnen findet, findet man sonst selten. Wir haben hier in der Stadt drei würdige Repräsentanten: einen Oersted, dessen Antlitz mir immer vorgekommen ist wie eine Klangfigur, welche die Natur gerade auf die richtige Weise angestrichen hat; einen Schoun, der für einen Maler ein Studium abgibt, der Adam malen wollte, wie er allen Tieren ihre Namen gibt; und endlich einen Hornemann, der vertraut mit jeder Pflanze wie ein Patriarch in der Natur steht. In der Hinsicht erinnere ich mich auch mit Freude des Eindrucks, den S i e auf mich machten, der Sie als Repräsentant für eine große Natur standen, die auch ihre Stimme mit auf dem Reichstag haben sollte. Begeistert bin ich gewesen für die Naturwissenschaften und bin es noch; aber doch scheint es mir, daß ich sie nicht zu meinem Hauptstudium machen werde. Mich hat immer das Leben in Kraft von Vernunft und Freiheit am meisten interessiert, die Rätsel des Lebens zu klären und zu lösen ist beständig mein Wunsch gewesen. Die 40 Jahre in der Wüste, ehe ich das verheißene Land der Wissenschaften erreichte, kommen mir zu kostbar vor und das um so mehr, als ich glaube, daß die Natur noch eine Seite der Betrachtung hat, wozu Einsicht in die Geheimnisse der Wissenschaft nicht ge-

hört. Sei es, daß ich in den einzelnen Blumen die ganze Welt sehe, oder den vielen Winken lausche, welche die Natur in bezug auf das Menschenleben bietet; sei es, daß ich jene dreisten Freihandzeichnungen am Firmament bewundere, oder durch jene Naturlaute auf Ceylon an jene Töne in der geistigen Welt, durch den Fortgang der Zugvögel an die tiefere Sehnsucht in der Menschenbrust erinnert werde.

2. *Die Theologie.* Sie scheint es zu sein, die ich zunächst ergriffen habe; aber auch hier begegnen große Schwierigkeiten. Hier stehen im Christentum selber so große Gegensätze, daß dies zum mindesten den freien Blick stark hindert. In der Orthodoxie bin ich sozusagen aufgewachsen, wie Sie ja wohl wissen; aber sobald ich selbst anfing zu denken, begann allmählich der ungeheure Koloß zu wanken. Ich nenne ihn mit Fleiß einen ungeheuern Koloß, denn er hat wirklich im Ganzen genommen große Konsequenz, und die einzelnen Teile sind in den vielen verflossenen Jahrhunderten so dicht zusammengeschmolzen, daß es schwierig ist, ihnen zu Leibe zu rücken. Ich könnte nun wohl mit ihnen einig sein in einzelnen Punkten, aber diese wären dann anzusehen wie die Schößlinge, die man in Felsenriffen oft finden kann. Andererseits konnte ich ja wohl auch das Schiefe sehen, das in vielen einzelnen Punkten lag, aber die Hauptbasis mußte ich für eine Zeit *in dubio* stehen lassen. In dem Augenblick, da s i e sich änderte, nahm natürlich das Ganze eine völlig andere Gestalt an, und so wird meine Aufmerksamkeit auf ein anderes Phänomen gelenkt: den Rationalismus, der im ganzen genommen eine ziemlich mäßige Figur macht. Insoweit nämlich die Vernunft konsequent sich selbst verfolgt — indem sie sich Rede steht für das Verhältnis zwischen Gott und Welt — und nun wieder dazu kommt, den Menschen in seinem tiefsten und innerlichsten Verhältnis zu Gott zu sehen und in dieser Hinsicht auch von seinem Standpunkt aus das Christentum als das betrachtet, was in so vielen Jahrhunderten den tiefsten Drang des Menschen befriedigt hat, insoweit ist nichts gegen ihn einzuwenden, aber er bleibt dann auch nicht Rationalismus, denn der Rationalismus bekommt seine eigentliche Farbe vom Christentum und steht also auf einem ganz

anderen Gebiet und bildet nicht ein System, sondern eine Arche Noahs, in der die reinen und unreinen Tiere Seite an Seite beieinander liegen. Er macht ungefähr denselben Eindruck, den unsere Bürgerwehr in älteren Zeiten neben der Potsdamer Garde machen würde. Er sucht deshalb wesentlich an das Christentum sich zu knüpfen, basiert seine Entwicklungen auf die Schrift und schickt eine Legion von Schriftstellen jedem einzelnen Punkt voraus, aber die Entwicklung selbst ist nicht vor ihr durchdrängt. Sie führen sich auf wie Kambyses, der auf seinem Zug nach Aegypten die heiligen Hennen und Katzen voraus schickte, aber sie sind deshalb auch bereit gleich dem römischen Konsul die heiligen Hennen über Bord zu werfen, wenn sie nicht fressen wollen. Der Fehler liegt also darin, daß sie, wenn sie Einigkeit mit der Schrift finden, darauf sich berufen, aber sonst nicht, und so stehen sie auf zwei fremden Standpunkten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was kleine Unannehmlichkeiten anlangt, will ich nur bemerken, daß ich im Begriff bin mich zum theologischen Examen vorzubereiten, eine Beschäftigung, die gar nicht interessiert und die deshalb auch nicht sonderlich rasch von der Hand geht. Ich habe immer mehr auf das freie, vielleicht deshalb auch ein wenig unbestimmte Studium gehalten, als auf die Beköstigung am Pensionstisch, wo man im voraus weiß, welche Gäste man trifft, und welche Gerichte man jeden Tag in der Woche bekommt. Da es indessen einmal eine Notwendigkeit ist und man knapp die Erlaubnis bekommt, auf die wissenschaftlichen Gemeinweiden zu gehen, ohne gezeichnet zu sein, und ich es sowohl mit Rücksicht auf meinen gegenwärtigen Sinneszustand für etwas nur Nützliches ansehen, als auch weiß, daß ich damit Vater eine große Freude machen kann (er meint nämlich, daß das eigentliche Kanaan auf der anderen Seite des theologischen Examens liege, aber besteigt zugleich wie Moses einst Thabor und berichtet, daß ich niemals hineinkommen werde — doch will ich hoffen, daß es nicht auch dieses Mal in Erfüllung geht), so fasse ich wohl schon zu. Wie glücklich sind nicht Sie, der Sie in Brasilien ein ungeheures Feld für Ihre Beobachtungen gefun-

den haben, wo bei jedem Schritt neue Merkwürdigkeiten sich bieten, wo das Schreien der übrigen Gelehrtenrepublik Ihre Ruhe nicht stört. Denn mir kommt die gelehrte theologische Welt vor wie der Strandweg an einem Sonntag nachmittag zur Zeit der Rennen — sie stürmen aneinander vorbei, juchzen und schreien, lachen und machen sich lustig übereinander, fahren die Pferde zu tod, wälzen sich und werden überfahren und wenn sie so endlich über und über staubig und außer Atem zum Hügel kommen — ja so sehen sie einander an — und kehren heim.

Was ihre Rückkunft anlangt, so wäre es kindisch von mir, Sie zu drängen, ebenso kindisch wie wenn Achilles' Mutter ihn zu verstecken suchte, damit er dem schnellen, ehrenvollen Tod entgehe. — Leben Sie wohl!

1. August. So wie ich es auf den vorhergehenden Seiten zu zeigen versucht habe, standen wirklich die Sachen für mich. Wenn ich jetzt dagegen über mein Leben ins Reine zu kommen suche, kommt es mir anders vor. Wie es lange dauert, ehe das Kind von den Gegenständen sich zu scheiden lernt, und es so lange Zeit von seiner Umgebung so wenig sich aussondert, daß es mit Hervorhebung der leidenden Seite z. B. sagt: „m i c h schlage das Pferd", so wiederholt sich dasselbe Phänomen in einer höheren geistigen Sphäre. Ich glaubte deshalb, daß ich möglicherweise mehr zur Ruhe kommen würde, wenn ich ein anderes Fach ergriffe und meine Kräfte auf ein anderes Ziel richtete. Eine Zeit lang würde es mir wohl auch geglückt sein, eine gewisse Unruhe zu vertreiben, aber verstärkt wäre sie gewiß zurückgekehrt wie der Fieberanfall nach dem Genuß kalten Wassers. Was eigentlich mir fehlt, ist, ins Reine mit mir selbst zu kommen darüber, w a s i c h t u n s o l l (wie oft geschieht es nicht, daß man, wenn man am allermeisten glaubt, sich selber ergriffen zu haben, die Wolke umarmt hat statt Juno), nicht was ich erkennen soll, außer soweit ein Erkennen jedem Handeln vorausgehen muß. Es kommt darauf an, meine Bestimmung zu verstehen, zu sehen, was Gott eigentlich will, daß i c h tun soll; es gilt eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit ist f ü r m i c h, d i e I d e e z u f i n d e n, f ü r d i e i c h l e b e n

und sterben will. Und was nützte es mir dazu, wenn ich eine sogenannte objektive Wahrheit ausfände; wenn ich mich durch die Systeme der Philosophen arbeitete und, wenn es verlangt würde, Revue über sie halten könnte; daß ich Inkonsequenzen aufweisen könnte innerhalb jedes einzelnen Kreises; — was nützte es mir, wenn ich eine Staatstheorie entwickeln und aus den von überallher geholten Einzelheiten eine Totalität kombinieren, eine Welt konstruieren könnte, in der ich dann wieder nicht lebte, sondern die ich bloß für andere zur Schau hielte; — was nützte es mir, die Bedeutung des Christentums entwickeln zu können, viele einzelne Phänomene erklären zu können, wenn sie für mich selbst und mein Leben keine tiefere Bedeutung hätten? Und je mehr ich das könnte, je mehr ich andere meine Gedankenprodukte sich aneignen sähe, desto trauriger würde meine Stellung, nicht unähnlich der von Eltern, die aus Armut ihre Kinder in die Welt hinausschicken und der Pflege Fremder überlassen müssen. Was nützte es mir, daß die Wahrheit vor mir dastände kalt und nackt, gleichgültig, ob ich sie anerkennte oder nicht, eher ein ängstliches Schaudern bewirkend als eine vertrauensvolle Hingabe? Wohl will ich nicht leugnen, daß ich noch einen Imperativ der Erkenntnis annehme; und daß durch ihn sich auch auf die Menschen wirken läßt, aber da muß er lebendig in mich aufgenommen werden, und das ist es, was ich jetzt für die Hauptsache halte. Darnach dürstet meine Seele, wie die Wüsten Afrikas nach Wasser. Das ist es, was mir fehlt, und deshalb stehe ich da wie ein Mann, der Hausrat sammelte und eine Wohnung mietete, aber noch nicht die Geliebte gefunden hat, die des Lebens Glück und Unglück mit ihm teilen sollte. Aber um jene Idee zu finden oder besser gesagt mich selbst zu finden, nützt es mir nichts, mich noch mehr in die Welt zu stürzen. Und gerade das war es, was ich vorher tat. Darum glaubte ich, daß es gut wäre, mich auf die Jurisprudenz zu werfen, damit ich meinen Scharfsinn in den vielen Verwicklungen des Lebens entwickeln könnte. Hier bot sich gerade eine große Masse von Einzelheiten, in die ich mich verlieren konnte; hier konnte ich vielleicht aus den

gegebenen Fakta eine Totalität konstruieren, einen Organismus des Diebeslebens, es verfolgen nach seiner ganzen dunkeln Seite (auch hier ist ein gewisser Assoziationsgeist in hohem Grade bemerkenswert). Darum konnte ich wünschen Anwalt zu werden, damit ich, indem ich mich in die Rolle eines anderen versetzte, sozusagen ein Surrogat für mein eigenes Leben bekommen könnte, und durch die äußere Abwechslung eine gewisse Zerstreuung fände. Was mir fehlte, war: ein vollkommen menschliches Leben zu führen, und nicht bloß eines der Erkenntnis, so daß ich dadurch dazu gelange, meine Gedankenentwicklungen auf etwas zu gründen — ja auf etwas, das doch in jedem Fall nicht mein eigen ist, sondern auf etwas, das zusammenhängt mit den tiefsten Wurzeln meiner Existenz (wie nah liegt der Mensch sonst trotz all seinem Wissen dem Irrsinn? Was ist Wahrheit anderes als ein Leben für eine Idee? Alles muß zuguterletzt auf ein Postulat sich gründen; aber in dem Augenblick, da dies nicht länger mehr außer ihm steht, sondern er darin lebt, erst da hat es aufgehört, für ihn ein Postulat zu sein), durch die ich sozusagen eingewachsen bin in das Göttliche, daran fest hänge, wenn auch die ganze Welt zusammenstürzt. Siehe, das ist es, was mir fehlt, und dahin strebe ich. Mit Freude und innerlicher Stärkung betrachte ich deshalb die großen Männer, die so jenen Edelstein gefunden haben, für den sie alles verkaufen, sogar ihr Leben, (so wird es uns leicht werden, wenn wir erst einmal von Ariadne [Liebe] jenen Knäuel Garn empfangen haben, durch alle Irrgänge des Labyrinths [des Lebens] zu gehen und das Ungeheuer zu töten. Aber wie viele stürzen sich nicht in das Leben [Labyrinth] ohne jene Vorsicht beobachtet zu haben — die jungen Mädchen und Knaben die jedes Jahr dem Minotaurus geopfert wurden —) sei es, daß ich sie mit Kraft in das Leben eingreifen sehe, mit sicheren Schritten, ohne zu wanken, auf ihrer bestimmten Bahn vorwärtsgehen, oder daß ich sie abseits sehe von den allbefahrenen Wegen, vertieft in sich selbst und in die Arbeit für ihr erhabenes Ziel. Mit Ehrerbietung betrachte ich sogar die Abwege, die auch hier so nahe liegen. Es ist dieses innere Handeln des Menschen, diese Gottesseite des Men-

schen, worauf es ankommt, nicht eine Masse von Erkenntnissen; denn die werden wohl folgen und werden sich dann zeigen nicht als zufällige Aggregate oder als eine Reihe von Einzelheiten, eine neben der anderen, ohne ein System, ohne einen Brennpunkt, in welchem alle Radien sich sammeln. Einen solchen Brennpunkt habe ich wohl auch gesucht. Sowohl auf dem grundlosen Meere der Vergnügungen wie in den Tiefen der Erkenntnis habe ich vergebens einen Ankerplatz gesucht. Ich habe die fast unwiderstehliche Macht gefühlt, mit der das eine Vergnügen dem andern die Hand reicht; ich habe die Art unechter Begeisterung gefühlt, die es imstand ist hervorzurufen; ich habe auch die Langeweile gefühlt, die Zerrissenheit, die darauf folgt. Ich habe die Früchte vom Baum der Erkenntnis geschmeckt und oft mich an ihrem Wohlgeschmacke erfreut. Aber diese Freude war nur im Augenblick der Erkenntnis und hinterließ kein tieferes Mal in mir selbst. Es kommt mir vor, als hätte ich aus dem Becher der Weisheit nicht getrunken, sondern wäre in ihn hineingefallen. Ich habe dieses Prinzip für mein Leben gesucht durch Resignation, durch die Vorstellung, daß, da alles nach unerforschlichen Gesetzen vor sich gehe, es nicht anders sein könnte, und durch das Abschleifen meines Ehrgeizes und der Fühlhörner meiner Eitelkeit. Weil ich nicht alles nach meinem Kopfe richten konnte, zog ich mich daraus zurück mit dem Bewußtsein meiner eigenen Tüchtigkeit, ungefähr wie wenn ein abgesetzter Pfarrer mit Pension resigniert. Was fand ich? Nicht mein Ich; denn das suchte ich ja gerade auf jenen Wegen zu finden (ich dachte mir, sozusagen, meine Seele wie eingeschlossen in einen Schrein mit einem Springdeckel, und den nun die äußeren Umstände durch einen Druck auf die Federn zum Aufspringen bringen sollten). — Das war das erste, das entschieden werden sollte, das war jenes Suchen und Finden des Reiches Gottes. Ebensowenig wie ein Weltkörper, wenn man ihn in seiner Bildung sich dächte, zuerst bestimmen würde, wie seine Oberfläche sein sollte, welchen Körpern er die helle, welchen die dunkle Seite zuwenden sollte, sondern zuerst die Harmonie der Zentrifugal- und Zentripetalkräfte seine Existenz realisieren und den Rest von selber kommen lassen würde — ebensowenig

nützt es dem Menschen, erst das Aeußere und nachher erst das Grundkonstituierende bestimmen zu wollen. Man muß erst lernen, sich selbst zu erkennen. Erst wenn der Mensch so innerlich s i c h s e l b s t verstanden hat, und nun auf seinen Gang sieht auf seinem Weg, erst da bekommt sein Leben Ruhe und Bedeutung, erst da wird er befreit von jenem beschwerlichen, unheilschwangeren Reisekameraden — jener Lebensironie[1]), die in der Sphäre der Erkenntnis sich zeigt und dem wahren Erkennen gebietet, mit einem Nicht-Erkennen (Sokrates)[2]) zu beginnen, gleichwie Gott die Welt aus Nichts erschuf. Aber vornehmlich ist sie zuhause im Fahrwasser der Sittlichkeit für die, welche noch nicht unter den Passat der Tugend gekommen sind. Hier tummelt sie den Menschen auf das entsetzlichste umher; bald läßt sie den Menschen sich glücklich und zufrieden fühlen in dem Vorsatz, auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen, bald stürzt sie ihn hinunter in den Abgrund der Verzweiflung. Oft schläfert sie den Menschen ein durch den Gedanken: „es kann nun einmal nicht anders sein", um plötzlich ihn aufzuwecken zu einem strengen Verhör. Oft läßt sie den Schleier des Vergessens über das Vergangene fallen, um dann wieder jede einzelne Geringfügigkeit in einem lebendigen Lichte vortreten zu lassen. Wenn der Mensch hier sich vorwärts kämpft auf dem richtigen Wege, sich darüber freut, die Macht der Versuchungen besiegt zu haben, kommt vielleicht im selben Augenblicke auf den vollkommensten Sieg ein anscheinend geringer äußerer Umstand, der ihn gleich Sisyphus von der Spitze der Klippe hinunter-

[1]) Wohl bleibt sie dann auch in einem gewissen Sinn, aber er ist imstand, diese Windstöße des Lebens auszuhalten; denn je mehr der Mensch für eine Idee lebt, desto leichter geschieht es, daß er für die ganze Welt auf dem Verwunderungsstuhl sitzt. — Oft kann auch eine wunderliche Aengstlichkeit sich aufdrängen, daß man, wenn man am allermeisten sich selber verstanden zu haben glaubt, doch eigentlich nur das Leben eines anderen auswendig gelernt hat.

[2]) Der Spruch sagt auch: „Von Kindern und Toren soll man die Wahrheit lernen". Und hier ist gewiß nicht die Rede, von der Wahrheit auf Grund von Prämissen und Konklusionen, aber wie oft hat nicht die Rede eines Kindes oder eines Irren einen Mann niedergedonnert, gegen welchen der Scharfsinn nichts ausrichten konnte.

stürzt. Oft wenn der Mensch seine Kraft auf etwas konzentriert hat, begegnet ein kleines äußeres Geschehnis, welches das Ganze vernichtet. (Ich würde sagen: wie ein Mann, der seines Lebens leidig in die Themse sich stürzen wollte, und den nun der Stich einer Mücke gerade im entscheidenden Augenblick abhält.) Oft läßt sie den Menschen, gleich einem Lungenkranken am allerwohlsten sich fühlen, wann es am allerschlimmsten ist. Vergebens sucht er dagegen zu arbeiten; er hat nicht Kraft genug dazu, nichts hilft es ihm, daß er so oft das Selbe durchgeht; auf die Art von Uebung, die dadurch erreicht wird, kommt es nicht an. So wenig wie der, der noch so viel Uebung im Schwimmen hat, in einem Unwetter sich wird oben halten können, sondern nur welcher innerlich davon überzeugt ist und erfahren hat, daß er wirklich leichter als Wasser ist, ebensowenig kann der Mensch, dem der innere Haltungspunkt fehlt, im Sturme des Lebens sich oben halten. — Nur wenn der Mensch so sich selber verstanden hat, ist er imstande, eine selbständige Existenz zu behaupten und der Aufgabe seines eigenen Ichs zu entgehen. Wie oft sehen wir nicht — (in einer Zeit, wo wir durch unsere Lobreden jenen griechischen Geschichtsschreiber erheben, weil er einen fremden Stil bis zur täuschendsten Aehnlichkeit mit dessen Urheber nachzuahmen verstand, anstatt daß er getadelt werden dürfte, da der erste Preis eines Schriftstellers immer der ist, einen eigenen Stil zu haben: eine durch seine Individualität modifizierte Ausdrucks- und Darstellungsweise) — wie oft sehen wir nicht Leute, die entweder aus geistiger Trägheit von den Brosamen leben, die von anderer Tische fallen, oder aus mehr egoistischen Gründen in andere sich einzuleben suchen, um dann zuletzt gleichwie ein Lügner durch die häufige Wiederholung seiner Geschichten selbst sie zu glauben. Ungeachtet ich noch weit davon entfernt bin, so mich innerlich selbst zu verstehen, habe ich mit tiefer Achtung für dessen Bedeutung meine Individualität zu umfrieden gesucht — den unbekannten Gott verehrt. Mit einer unzeitigen Aengstlichkeit habe ich zu verhindern gesucht, in zu nahe Berührung mit den Phänomenen zu kommen, deren Anziehungskraft vielleicht zu große Kraft auf mich ausüben würde. Ich habe gesucht mir viel von ihnen anzu-

eignen, ihre Individualität und Bedeutung im Menschenleben studiert, aber doch zugleich mich gehütet, nicht wie die Mücke dem Licht zu nahe zu kommen. Durch Umgang mit den gewöhnlichen Menschen habe ich nur wenig zu gewinnen oder zu verlieren gehabt. Teils hat ihr ganzes Treiben — das sogenannte praktische Leben[3]) — nur wenig mich interessiert; teils hat die Kälte und der Mangel an aller Sympathie, womit sie die geistigen und tieferen Bewegungen im Menschen betrachten, mich noch mehr von ihnen entfernt. Meine Umgangsfreunde haben mit wenig Ausnahmen keine sonderliche Macht auf mich ausgeübt. Ein Leben, das nicht ins Reine mit sich selber gekommen ist, muß notwendig eine unebene Seitenoberfläche darbieten; hier sind sie nun nur an einzelnen Facta und ihrer anscheinenden Disharmonie stehen geblieben; denn zu versuchen, sie in einer höheren Harmonie aufzulösen oder die Notwendigkeit davon einzusehen, dazu hatten sie nicht Interesse genug für mich. Ihr Urteil über mich war deshalb immer einseitig, und ich habe abwechselnd entweder zu viel oder zu wenig Gewicht auf ihre Aussage gelegt. Auch ihrem Einfluß und den daraus möglichen Deklinationen am Kompaß meins Lebens habe ich mich jetzt entzogen. Und so stehe ich denn wieder auf dem Punkt, daß ich auf eine andere Weise beginnen muß. Ich will jetzt versuchen, den Blick ruhig auf mich selbst zu heften und innerlich zu handeln anfangen; denn nur dadurch werde ich imstande sein, gleichwie das Kind durch seine erste mit Bewußtsein vorgenommene Handlung sich „ich" nennt, mich in tieferer Bedeutung „ich" zu nennen.

Doch dazu ist Ausdauer gefordert, und man kann nicht stracks ernten, wo man gesät hat. Ich will mich der Methode jenes Philosophen erinnern: seine Schüler drei Jahre schweigen zu lassen, so geht es wohl. Wie man ein Fest nicht mit Aufgang der

---

[3]) Dieses Leben, das ziemlich das ganze Zeitalter durchgreift, zeigt sich auch im Großen. Während die älteren Zeiten Werke aufführten, vor denen der Betrachter verstummen mußte, bauen sie jetzt eine Brücke unter der Themse (Nutzen und Vorteil). Ja, das Kind fragt nächstens, ehe es Zeit bekommt die Schönheit einer Pflanze oder eines Tieres zu bewundern: wozu ist es nütze?

Sonne sondern mit ihrem Untergang anfängt, so muß man auch in der geistigen Welt erst einige Zeit vorarbeiten, ehe die Sonne recht für uns scheinen kann und in all ihrer Herrlichkeit aufgehen; denn wohl heißt es: daß Gott seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, aber nicht so in der geistigen Welt. So sei denn das Los geworfen — ich gehe über den Rubikon! Wohl führt dieser Weg mich z u K a m p f; aber ich will nicht verzagen. Ich will nicht trauern über die vergangene Zeit — denn wozu Trauer? Mit Kraft will ich mich vorwärts arbeiten und keine Zeit verlieren, zu trauern, ich will vorwärts eilen auf dem gefundenen Weg und jedem, dem ich begegne, zurufen: nicht wie Lot's Weib zurückzusehen, sondern daran zu denken, daß es ein Berg ist, nach dem wir streben.

(Uebersetzt von Theodor Haecker)

THEODOR HAECKER: WANDEL DER TRAGIK)*

Kierkegaards Lebensanschauung war von Grund aus tragisch. Daß er, wenn er einmal liebte, unglücklich lieben werde, wußte er insgeheim schon, ehe die Liebe ihn überfiel und wirklich eine unglückliche wurde. Daß das Edle in Konflikt mit der Welt kommen muß und mißverstanden wird, war ihm so gut wie ein Axiom. Es gehört zur Metaphysik des Christentums, daß der Christ leiden m u ß in dieser Welt; aber es gehört auch zur Metaphysik d i e s e r Welt, daß sie vergänglich ist. Und diese letzte Erkenntnis, die eine christliche und eine offenbarte Wahrheit ist, hebt erst die Tragik wieder auf, der er rettungslos in Wahnsinn oder Selbstmord verfallen wäre, die aber nur an diese Welt und nur an diese gebunden ist; warum, bleibt das unerforschliche Geheimnis Gottes. — Man kann wohl sagen: wie Christus die Fülle des Gesetzes (des Judentums) war, so auch die Fülle

[1]) Diese Abhandlung, geschrieben im Sommer 1917, bildet das Mittelstück von Haeckers „Nachwort" zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" (erschienen 1918 im Hellerauer Verlag).

der Tragik (des Griechentums). Von nun an sind beide vollendet, aber wohlverstanden nur für den Jünger Christi, für den Heiligen, der beide, Gesetz und Tragik, Gerechtigkeit und Schicksal, — übersehn kann, in dieses Wortes doppelter Bedeutung; für uns andre alle aber, ach! sind sie noch da, beide: das Gesetz als Zuchtmeister und die Tragik, daß unsere steinernen Herzen weich würden.

Durch das Christentum ist alle Tragik verändert worden, ist alle Tragik zurückgenommen worden in die Zeit und die Vergänglichkeit. Sie ist nicht aufgehoben, aber sie hat, wie alles, eine andere Bedeutung bekommen, oder vielmehr, sie hat ihre wahre Bedeutung bekommen. Ueber dem eng bezirkten Raum irdischer und olympischer Lebensfreude wohnt die Angst, das ewige Rätsel, nicht das Geheimnis, durch welches Wort schon das Licht der Offenbarung hindurchscheint, das nur Hülle der Fülle und Verheißung ist und sich selber schenkend offenbart, während das Rätsel selber ein Nichts ist in der Antwort und ein Grauen in der Frage. Darum ist auch das schwermütigste Wort, das jemals im Herzen eines Menschen aufkam und das sein Mund nicht behütet hat, von einem Griechen gesprochen worden und von einem Griechen uns überliefert worden: ich liebe die Kinder; d e s h a l b will ich keine haben. Man verstehe es recht. Dieses Wort könnte auch ein jüdischer Prophet oder Hiob sagen, oder es könnte heute wahrlich ein edler Mensch es sagen; aber das Motiv dazu läge immer nur in einer Stimmung und in der Zeit, — im nächsten Augenblick schon könnte es anders sein. Bei jenem Griechen aber kann es nicht im nächsten Augenblick anders sein; bei ihm liegt das Motiv im Ewigen, das ihm gegeben ist. Ein alter Prophet und Hiob und ein edler Mensch in diesen grauenvollen Tagen der e h r l o s e n Menschenschlächterei hätten es zum Himmel geschrien, der Grieche aber sagte es in sich hinein, er mußte es wieder essen; da war kein Ohr, das es hätte hören können, und kein Herz, das es hätte bewegen können. Er hatte zu Ende gedacht, während alle die, welche ihn nicht verstanden, noch nicht aufgewacht waren und noch träumten. Der edle Grieche, der zu Ende dachte, mußte verzweifeln und in die Krankheit zum Tode

fallen, die Jahrtausende später Hölderlin verschlang, und die voll unnennbar süßer Klage sein kann. Denn wie um noch einmal dem Sehenden zu zeigen, wie verzweifelt alle unerlöste griechische Schönheit ist, hat sich das Leben Hölderlins in gesangerfüllter Nacht verloren. Wo in aller Welt der Sprache ist unsagbarere Schönheit offenbart als in einer Strophe Hölderlins, und oft in einem einzigen Verswort: taglang, wo der Laut lang wie der Tag, lang wie das Leid ist?! Nur viele Worte der Vulgata sind noch schöner. Und wäre im Christentum die wahre Schönheit nicht auch bewahrt, wäre sie nicht auch die Gabe des einigen Gottes, so wäre mancher Abfall leichter zu entschuldigen; aber so ist es nicht! Das tragische Schicksal erfüllte sich an Hölderlin unerbittlich, tragischer noch durch den Mangel an Resonanz einer anders gewordenen Welt; er selbst mußte noch im gottverhängten Wahnsinn sich selber die dunkeln delphischen Strophen singen, da er ja allein war und Vieles in Einem: der tragische Held und der tragische Dichter, welche Last von Leid auf eine einzige Menschenseele; denn Oedipus war nicht der klagende Dichter und Sophokles nicht der leidende Held; jener aber war beides und dazu noch Chor und Volk: das dumpfe Mitgefühl für sein durchsichtig ausgedrücktes Leid, der Grundbaß seiner Melodie. Solchen Preis zu zahlen für solche Größe ist groß, aber doch nur menschlich groß; hier ist keine neue Ordnung, sondern es ist die Grenze des menschlichen und endlichen Geistes erreicht. Der Unterschied zwischen einem Genie und einem gewöhnlichen Menschen ist hier im Grund kein anderer als der zwischen Gras und einer edeln seltenen Blume, und vor der neuen Ordnung sind beide wie Gras, das in den Ofen geworfen wird. Es hilft uns nichts vor der Erkenntnis, daß Hölderlins Leben hier in Verzweiflung endete, — für die Ewigkeit haben wir ja den Trost, den Kierkegaard über Sokrates hatte: „er ist inzwischen sicher Christ geworden" — und den Mut, dieses zu sagen, müssen wir aufbringen, wiewohl es nicht leicht ist, wenigstens, ihn beständig zu haben. Denn die geistige Jugend dieser Tage, soweit sie nicht einfach nichts oder frech ist, indem sie etwa einen Schriftsteller wie Heinrich Mann, der uns die allerletzten, allerschalsten Aufgüsse der Kunst der

Flaubert, Zola, D'Annunzio keck als Ersatz für Romanen wie für Romane serviert, für einen großen Dichter und Geist erklärt; indem sie gar — welch eine Burleske! — Herrn Sternheim mit Molière verwechselt, dem, einem gradgewachsenen Satiriker einer verrenkten Gesellschaft, ein wahrer Kunstkenner wohl zurufen durfte: *Courage, Molière, voilà la vraie comédie!*, während jenem, der entarteter ist als die entartetste Gesellschaft, ihr Produkt also und unter ihr, nicht über ihr, höchstens der Zuruf desselben wahren Kunstkenners: *Ohé, Sternheim, merde, voilà la vraie juiverie!* gerecht werden könnte, da er die Dinge wieder an ihren rechten Platz stellt; aber, wenn ich damit anfange, wie soll ich zu Ende kommen? — diese geistige Jugend ist reichlich schwermütig; sie kaut als tägliches Brot nur das Elend der Welt und kennt keine andre Lust mehr als die der Verachtung und des Ekels. Und wenn sie erst 40 Jahr alt geworden sind, werden sie klagend ihrer Knabentage gedenken und die Freude ihres Lebens in der Erinnerung haben statt in der Hoffnung. Sie sind hochmütig und ziehen deshalb im Grunde die tragische Verzweiflung der Seligkeit vor; sie bewundern mehr den Selbstmord eines Genies als dessen Entschluß, auf nicht andre Weise selig zu werden als die Fischer von Galiläa, als Bauern und Dienstboten. Dieser Hochmut macht aber feig im Urteil und ängstlich vor dem der Welt und der Journale; er verhindert die sehr wichtige Erkenntnis, daß die Katastrophe so vieler von Natur Hochbegabter in den letzten 100 Jahren nicht mehr tragisch im reinen Sinn — das ist einfach nicht wahr — sondern als Verzweiflung, als Schuld, als Entfernung von Gott zu verstehn ist. Wer über die ruhmreichen Geisteskämpfe des ersten Christentums gegen die Gnostiker etwas Bescheid weiß und den unendlichen Erkenntnis- und Wahrheitsgehalt der eigentlichen Glaubensdogmen, an denen Luther noch sich erquickte, der gewinnt auch einen Ueberblick über die Irrungen der Leidenschaften und die Irrtümer der Gedanken der letzten 100 Jahre, wie weder Genialität noch eine bloße philosophisch-ästhetische Bildung ihn je geben können. Er sieht auch ein, daß jene Kämpfe durch einen einfältigen und realen Glauben und nicht nur durch Genialität und philosophische Begabung, über welche die Gno-

stiker in mindestens ebenso hohem, wenn nicht in höherm Maße verfügten, entschieden worden sind. Jene Jugend zieht, trotz allen modischen Religionsgesprächen, trotz all der *St. Preux Ridicules* des Neokatholizismus im entscheidenden Fall immer die ästhetischen Kategorien den religiösen weit vor, sowohl für ihr Privatleben als auch öffentlich und literarisch, um nicht banal zu sein. Sie haben indes unrecht, auch für die Kunst, die schließlich doch nur D a u e r hat, wenn sie Gott dient, nicht wenn sie sich selber zu Gott macht. Wenn einer zu Bach bewundernd gesagt hätte: deine Kunst ist so gewaltig und grenzenlos und allumfassend, daß sie auch noch das Religiöse nur als eine Provinz in sich hat und beherrscht, und wenn er dies nicht bloß rein formal, wie man ja auch von der reinen Logik sagen kann, daß ihre Gesetze noch die Sprüche Christi beherrschen, sondern material und hierarchisch wertend, wie man es eben heute versteht, verstände, so hätte Bach den gescheiten Schwätzer vielleicht groß angeschaut und gar nicht verstanden. Doch ist das unwahrscheinlich, weil er ein gottesfürchtiger Mann war, und der weiß in diesen Dingen Bescheid, mag er auch noch so einfältig sein, besser als das klügste Genie, das seine Begabung nicht zu Gott hinführt. Also hätte er es ganz einfach für das, was es ist, erklärt: eine Gotteslästerung oder ein Geschwätz. Denn er wußte, und in diesem Wissen sind sich schließlich der Fidschi-Insulaner und der geistigste Christ einig, daß das Religiöse unbedingt jene Ordnung ist, der man nur dienen kann, in der man immer Knecht ist, der man nur opfern kann, die selber aber man niemand und niemals opfern darf. Es ist jene Ordnung der Dinge, der man, nicht abstrakt und für „eigenen Sold", sondern auf ausdrücklichen Befehl Gottes, den eigenen Sohn opfern muß, und dann also doch auch, wenn es verlangt wird — die Genialität, während zum Beispiel ein Mann, der, wenn dies überhaupt im Ernst jemals vorkam, der Kunst allein Weib und Kind opferte, niemals dafür auf Gott sich berufen kann, sondern immer einer Versuchung des Teufels unterlegen ist. Ich sage: „wenn es überhaupt vorkam", wiewohl ich glaube, daß es in der Tat zuweilen, aber selten, vorkam — ich sage deshalb so, weil ja auch heute gewiß manch einer Weib und

Kind verläßt, mit großem Geflunker, aber es nicht nur gewiß ist, daß er es nicht um des Reiches Gottes willen tut, sondern ebenso fest steht, daß er es auch nicht um der Kunst willen tut.

Der Christ aber darf und soll zu Ende denken; und wenn er glaubt, muß er selig werden. Warum soll denn auch ein Mensch nicht in jedem Augenblick seines Lebens an Gott die dringende Frage richten dürfen: warum bin ich denn nicht selig? Für ihn kann die Schwermut nur ein Stadium und eine Stimmung sein, die ihm auch zum Guten dienen müssen; bleibt er aber in ihr, so will er in ihr bleiben; dann aber ist sie, das wußte Kierkegaard mit den alten Kirchenvätern, Sünde. Das Tragische in der Welt wird durch das Christentum nicht aufgehoben, weder faktisch noch für die Betrachtung des Denkers oder die Schöpfung des Dichters. Ja, ich kann mir einen denken, der sagt: „Gesetzt, es gibt eine ewige Höllenstrafe, und das ist die Lehre der Kirche, eine Höllenstrafe, die Gott, auch wenn er wollte, und mit all seiner Liebe, die über alles gewiß ist, nicht aufheben kann, dann ist dieser Gott, der so in seinen Weltenplan tragisch verstrickt ist, die unglücklichste, die tragischeste Person, gegen die ein Oedipus nur ein lallendes, halb bewußtloses Kind ist, über das man lächeln muß. Oh, ich möchte doch lieber noch im ewigen Feuer der Hölle brennen, als jener Gott, jener ewig betrogene Liebhaber sein!" Oder es könnte einer sagen: „Die furchtbarste Tragik ist ja überhaupt erst durch das Christentum in die Welt gekommen. Denn was ist die Empörung des Prometheus gegen Zeus, der doch selber nicht sicher ist auf seinem goldenen Stuhl, weil die blinde Nacht des Schicksals über ihm ist, machtvoller als seine Blitze, die sie nicht und nie erhellen, ist doch nur ein Scherz im Vergleich zu der Empörung des Iwan Karamasoff gegen den einen, allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, der Himmel und Erde, wie er sie aus dem Nichts erschaffen hat, auch nicht hätte schaffen können, Herr aller Wege und alles Schicksals, Vater des Lichts, bei welchem keine Veränderung ist noch Wechsel von Licht und Finsternis; der den Anspruch erhebt, allein gut zu sein, so daß auch sein Sohn, als er Mensch ward, sagte: was nennest du mich gut, nur Gott ist gut, und der dennoch zusieht, wie Unschuldige, Kinder

und Tiere geschunden werden. Das Leid, das Zeus und die Götter immer wieder zurückschoben, weil sie es nicht hätten tragen können, trägt nun ein Mensch allein in seinem Herzen — ewig und ohne die Möglichkeit des Wahnsinns. Welch ein Uebermaß der Tragik! Prometheus hat ja in seinen Schmerzen den seligen Gedanken, daß er gut war, daß er besser ist als Zeus, ja, daß Zeus selber ein Opfer und ein Unfreier ist. Und jeder physische Schmerz hat auch seine Grenze, keiner ist grenzenlos; hat er seine Grenze erreicht, so ist die Natur barmherzig und versenkt ihn in der Wollust der Ohnmacht. Aber Iwan ist in der Wollust der Macht und der Liebe noch unselig, denn allein die Verzweiflung des Geistes ist grenzenlos; sie nur hat keine Grenze. Welch ein Uebermaß von Tragik ist in die Welt gekommen durch die christliche Offenbarung, daß Gott gut ist und Licht ist und Schöpfer einer Welt, die im Bösen liegt!"

In diesen beiden Reden ist jedoch der Begriff des Tragischen längst gesprengt; aber mit beiden kann nur der Glaube fertig werden. Beide Reden setzen persönliche Leidenschaft voraus; kein bloßer, platter Freidenker könnte diese Einwände vorbringen, ja er wird auch dann noch, wenn sie schon gemacht sind, viel zu flach sein, als daß er ihre wirkliche Tiefe verstehn könnte. Beide Einwände können von einem Geärgerten gemacht werden, freilich aber auch von einem — Apologeten. Der Wert und die Bedeutung einer Apologetik messen sich ja nicht nur am Glauben des Autors, sondern auch an seiner Kunst, die Einwände der Gegner nicht nur zu durchschauen und vorauszuschauen, sondern sie sogar noch viel besser darzustellen, als seine Gegner. Diese Seite der Polemik hat das Christentum von Anfang an gehabt. Christus war, wenn es darauf ankam, ein besserer Schriftgelehrter als die Schriftgelehrten, die in Scham abziehn mußten. Paulus war ja der prädestinierte Kampfdialektiker. Die Blütezeit der Scholastik hatte ihre Methode des *Sic et Non*. Pascal hatte die Absicht, noch schroffer als Montaigne, die Unsicherheit und Relativität aller Verhältnisse dieser Welt darzustellen, und sie ist ihm so sehr gelungen, daß Dummköpfe, die das Ganze nicht sahen, ihn für einen verzweifelten Skeptiker ausgaben, so, wie für ihren eigenen Unglauben

bestrafte Flachköpfe Kierkegaard für einen Atheisten ausgeben. Wenn man sich von dem Christentum, ich meine dem rechtgläubigen, bewußt abkehrt, so versteht man von Kierkegaard nicht mehr viel. Nur so sind auch die vielen recht merkwürdigen Mißverständnisse und Unverständnisse des sehr gescheiten Schrempf zu erklären, die in den späten Nachworten zu seinen Uebersetzungen ihren Ausdruck finden. Wer in Kierkegaard einen Mann sieht, der über das Christentum h i n a u s zu so etwas wie Freidenkertum führen kann, der sagt notwendig und hoffnungslos die falschesten Dinge. Die Apologetik hat es immer mit den Götzen und dem Götzendienst ihrer Zeit zu tun. Der Götze unsrer Zeit aber ist neben dem goldenen Kalb schon seit über 100 Jahren die von Gott losgesagte Kunst und die ästhetische Weltanschauung. Darum sind die Apologeten unsrer Zeit nicht Gelehrte und weltfremde Theologieprofessoren, sondern Dichter und Künstler: Kierkegaard mit den gewaltigen Werken seiner Pseudonyme; Tolstoi mit seinen Erzählungen und seinen Dramen; Dostojewski mit seinen Romanen; schließlich, wenn auch arg durch Theosophie und Inder verwirrt, Strindberg in seinen Alterswerken.

Wären jene Einwände dogmatische Feststellungen und nicht bloß, was sie sind, dichterische Ausbrüche verzweifelter Stimmungen und noch einmal: apologetisch erlaubte Darstellungen, so würde ich sie nüchtern nicht aushalten, sondern mich vor ihnen schützen mit allen Mitteln der Hedonik und der Betäubung, oder mich gleich in den Wahnsinn, der weit vorzuziehen wäre, flüchten. (So habe ich auch niemals begriffen, wie Calvin, der starke Geist und große Theolog, den Gedanken der absoluten Gnadenwahl und Prädestination aushalten konnte, ohne verrückt zu werden, oder es nur so begriffen, daß er den Gedanken eben doch nicht so gedacht hat, wie man einen Gedanken, dessen Inhalt ewige Dinge sind, denken soll.) Aber es ist anders. In jenen Gedanken fehlt ein Merkmal, welches das Tragische erst konstituiert, und dessen Mangel auch es verschwinden läßt und aufhebt; ein gewisses Maß von aufgehobener Freiheit, von Unabänderlichkeit, und was darin liegt: ein gewisses Maß von Unschuld. Die Hölle, selbst wenn sie ewig sein sollte, was aber kein

Mensch und kein Engel, also auch kein Dogmatiker weiß, ruht auch auf der Vollkommenheit der Kreatur: auf der absoluten Freiheit; sie ist nicht denkbar ohne Trotz, ohne eine im klarsten Lichte des Bewußtseins getroffene und gewiß nicht bloß einmal und endgültig getroffene, sondern durch Reue zu ändernde Entscheidung. Im e w i g e n Leben gibt es kein Verhängnis, also auch keine Tragik — die Tragik ist kein Merkmal des A b s o l u t e n — sondern ein freiwilliges Zuwenden des Antlitzes zu Gott oder ein freiwilliges Abwenden desselben von ihm. Himmel wie Hölle liegen jenseits aller Tragik, die zurückgeworfen ist in die Zeit und die Endlichkeit. Hier wird es immer bis an das Ende der Tage tragische Konflikte geben, welche in Raum und Zeit, das liegt in ihrem Wesen, nicht zu lösen sind, sondern zu Katastrophen führen; tragische Konflikte zwischen Zeit und Zeit, Zeit und Ewigkeit; zwischen Sinnlichkeit und Geist, Eltern und Kindern, Mann und Weib, Recht und Macht, Wert und Unwert, Wert und Wert, Tradition und Neuerung. Die Reaktion der Person aber, deren Schicksal mit dieser unabänderlichen, objektiv gegebenen Tragik beschwert ist, wird Schmerz und Leid sein: die kann das Christentum ihr nicht nehmen, aber die Verzweiflung kann es ihr nehmen, und die Seligkeit kann es ihr geben. Für den Christen gilt absolut, daß alle Tragik nur zur Dialektik von Glück und Unglück, von Freud und Leid gehört, aber diesseits der Verzweiflung sich abspielt. Wo diese dennoch eintritt, ist sie, religiös gesprochen: Schuld, näher: Mangel an Glaube; denn nicht wie bei den Griechen, wo Finsternis den Getroffenen verschlingt, ist es hier, sondern das Licht nimmt den Verwundeten auf und heilt ihn; psychologisch gesprochen aber ist es dieses: die tragische Person wirft eine unendliche Leidenschaft, die doch nur dem unendlichen Gegenstand, den ewigen Dingen, dem Heil der Seele, der Anbetung Gottes, dem Abscheu vor dem Bösen zukommt, auf einen ihrer nicht werten endlichen Gegenstand: Liebe zum Mann oder zum Weib, zur Welt überhaupt, zu Staat, Volk, Vaterland, Macht, Reichtum, Ehre, Ruhm, aber auch Haß gegen zeitliche und vergängliche Uebel und Menschen. So will Iwan einen Augenblick in der Zeit, wo das Kind von den Hunden zerrissen wird, versteinern und erstarren

machen, ewig machen; aber da tut Gott nicht mit, er hat von Ewigkeit her den Schmerz vergänglich gemacht und ihm eine Grenze gesetzt. Am Mißverhältnis also einer grenzenlosen Innerlichkeit — psychologisch gesprochen, denn religiös ist es Schuld, näher: Mangel an Glaube — und eines begrenzten, endlichen, vergänglichen Gegenstandes, in dem furchtbaren Vakuum, das dadurch entsteht, geht das Individuum seelisch zugrunde. Das ist der Schlüssel zum Verständnis aller Tragik bei Shakespeare, dem großen Dichter des Protestantismus; denn diese Form der Tragik ist am Christentum orientiert, und nur Narren oder Flachköpfe können meinen, daß sie auch im Heidentum möglich sei. Nein, der gewaltige Schatten, den hier eine unerlöste Natur wirft, hat zur Voraussetzung das unermeßliche Licht, das Gott im Jahre 1 durch die Juden der Welt geschenkt hat. Bei den beiden größten Dichtern des Katholizismus: Dante und Cervantes sind die Werte und ihr Rang, die Erlösung als Lösung des Tragischen in größerer Harmonie, in milder Vermittlung und wie in der Theologie nicht ausschließlich in der Grenzsprache des Paradoxes und der Antithese.

Der Opfertod Christi ragt also weit über das Tragische hinaus, wiewohl er innerhalb einer bloß zeitlichen Betrachtung ganz gewiß auch „Schicksal" ist — es gelingt ja nicht jedem hergelaufenen Menschen, sich aus n u r geistigen Gründen kreuzigen zu lassen; ja, es ist vielleicht für den Theologen noch einzusehen, daß dies überhaupt in Zeit und Ewigkeit bloß e i n e m Menschen, dem Gottmenschen geschehen kann — und „Tragik", „Tragödie", denn p s y c h o l o g i s c h war das Urteil des hohen Rates in einem objektiv notwendigen, nicht bloß in einem subjektiv leichtfertigen Mißverständnis begründet, und objektives Mißverständnis ist eine Hauptkategorie des Tragischen. Wo ist Tragik, die als Element nicht ein Mißverständnis enthält? In diesem Sinn also war Christi Opfertod Schicksal und Tragödie und sollte es sein, da nichts menschlich Großes einfach vernichtet oder übersprungen werden, sondern mit einem neuen Sinn erfüllt und erlöst werden sollte. So ist es denn nur eine widerwärtige Stümperei, wenn man mit dem Christentum auf so bequeme Weise fertig werden will, wie Journalisten und Herr Rathenau, die

meinen, es sei doch nur ein historischer Zufall gewesen, daß Christus mit der „Welt" in Konflikt kam und sogar gekreuzigt wurde, da sich Zeiten und Völker denken lassen — vielleicht heute! was?! — die Christus und sein Leben und seine Lehre (Luc. 16) und sein Beispiel ohne jeden Widerstand, in Sanftmut annähmen und ihn 70 Jahre alt werden ließen! Wie dumm das ist! O nein, wir wollen uns nicht täuschen. Es würde zwar heute, wenn Christus wiederkäme, der religiöse Liberalismus ihn nicht kreuzigen oder umbringen lassen, aber nur, weil der religiöse Liberalismus das überhaupt nicht tut; auch damals hat e r es nicht getan, denn er ist in diesen Dingen — welchen Nutzen er in politischen, sozialen, gesellschaftlichen haben kann, geht mich hier nichts an — der Laue, der weder sich ärgern noch glauben kann; der Typus, den man vielleicht in dieser Welt, aber schwer im Reiche des Geistes brauchen kann — der Liberalismus würde ihn heute einladen, zusammen mit Bahr, auf welche alte Literaturbutzel zwar der letzte Feuilletonleiter nicht mehr, dagegen aber die *ecclesia militans* mit Jubel hereinfällt, wahrscheinlich im Glauben, einen herrlichen Gottesstreiter zu bekommen: er ist aber nur ein zauberischer Automat aus dem Hause Spalanzani; der hat ihn auf uns losgelassen: sein Gesicht ist eine Alraune, aber auch keine echte, beileibe nicht, die Wurzel am Kinn ist nur angeklebt; man zupfe ein bißchen! —; mit dem Hotelier Johannes Müller; mit dem berühmten Kritiker P. Expeditus Schmidt, der soeben Ibsen entdeckt hat; mit dem vollkommensten Christen des Tempels und der Börse W. Rathenau; mit dem Versorger der theologischen Bedürfnisse von Berlin W. Tröltsch; mit Exzellenz Harnack, p r e u ß i s c h e Exzellenz u n d erster Lehrer der Lehre des Gekreuzigten, und dem tüchtigen Erzbischof Faulhaber — faul aber auch nicht: kein fauler Verzichtfriede, dieser Staats . . nun ja, dieser Staatschrist!, aber doch liberal genug, um mit der andern Exzellenz die neue Kaiserhymne auszusuchen, wir warten darauf immer noch ungeduldig, wir können es überhaupt kaum mehr erwarten: etwas rascher, bitte, immer feste druff! — der Liberalismus würde ihn einladen, zusammen mit diesen und jenen und andern und vielen, bei Ullstein, bei Fischer, bei Müller, bei Kösel,

es ist alles einerlei, einen christlichen Almanach herauszugeben. Der Liberalismus würde ihn im äußersten Fall in ein Sanatorium, oder wenn Er, was doch ziemlich wahrscheinlich ist, wieder als Armer auf der Welt herumginge, in ein Irrenhaus einbringen lassen. Die Orthodoxie aber und die „Beamten" würden Christus, wenn er heute wiederkäme, zwar auch nicht eine Dornenkrone aufsetzen, aber sie würden den Rat geben, ihm die Pickelhaube aufzusetzen; ihn, der wahrscheinlich doch bloß a. v. wäre, k. v. zu schreiben — es ward im ethischen Wirrwarr dieses Krieges zuweilen zur Ehre der Aerzte wie der Richter, dem Vaterland mehr als der Ehre gewogen zu sein — und in den Schützengraben zu stecken, damit ihm die Mucken ausgetrieben werden; denn Feldwebel und „Staatsbeamte" brächten die Sache nicht bis zur geistigen Entscheidung und Verantwortung einer öffentlichen Gerichtssitzung; wir leben nicht in der „Fülle der Zeit". Aber wir wollen uns doch nicht täuschen: auch heute würde er gekreuzigt werden oder „die Strafe erleiden, die an die Stelle der Todesstrafe getreten ist".

Die Frage: darf ein Mensch für die Wahrheit sich totschlagen lassen, war für Kierkegaard kein rein spekulatives Thema, sondern eine praktische Frage seines öffentlichen Lebens. Es gibt überhaupt für den kämpfenden Christen in dieser Welt keine rein spekulativen Fragen; diesen Luxus kann er sich nicht erlauben, wenn ihm auch durch ein Wunder der Gnade dann doch Erkenntnisse geschenkt werden, die ein reiner Theoretiker niemals erhält. In der Klarlegung jener Frage wird über Schicksal und Tragik weit hinausgegangen. Das erhabenste Schicksal wie das lächerlichste, das besondere, das einzige Schicksal, das seit der Schöpfung des Menschen nur einem einzigen Menschen zufiel und bis ans Ende der Tage keinem andern mehr zufallen wird — ein solches Schicksal aber zu haben, war ja doch von den Tagen des Jünglings an bis zur Todesstunde im Hospital die feste ihm vom Geist bezeugte Ueberzeugung Kierkegaards — findet genau ebenso wie das millionenfach wiederholte und zu wiederholende Schicksal der Massenmenschen seinen beherrschenden Punkt in der Freiheit des Entschlusses: zu glauben,

sich zu Gott zu halten oder nicht. Das ist die Gleichheit vor Gott. Die bitterste Tragik, die es auf Erden gibt: für die Wahrheit zu leiden und geopfert zu werden; wenn es nur dieses Leben gäbe, s i n n l o s zu leiden und geopfert zu werden — daß aber sein Leben diese Tragik habe, war wiederum Kierkegaards feste und ihm vom Geist bezeugte Ueberzeugung, — versinkt genau ebenso wie irdisches Glück im Lethestrom, der ins Meer der innern Gewißheit führt: zur Ehre Gottes recht gehandelt zu haben; versinkt in der unnennbaren Seligkeit, da „man von sich selbst gerettet ist zu sich selbst in Gott", in der unaussprechlichen Freude des Apostels: „Freuet euch, und abermals sage ich euch, freuet euch!", in der überschwenglichen Freude, „die da ist wie eine Welle des Passates, der aus dem Hain Mamre zu den ewigen Wohnungen dahinbraust." — Die Antwort aber, daß ein M e n s c h innerhalb der Christenheit für die Wahrheit sich n i c h t totschlagen lassen darf, war eine vorläufige und so nur gegeben, um die Verantwortung noch größer zu machen. Wir wissen aus den Tagebüchern, daß es Kierkegaards innerste Ueberzeugung war, daß Zeiten in absolute Nähe gerückt sind und kommen werden, da man „für die Wahrheit sich totschlagen lassen darf"; Zeiten, da die Wahrheit, wenn sie ganz gesagt und den Gewalthabern, was ja allein christlich ist (Matth. 3,7; 12, 34), ins Gesicht gesagt wird, mit Sicherheit zur Verfolgung führt; Zeiten, da die Christenheit überhaupt nur noch durch Märtyrer gerettet werden kann. Das ist in diesen Dingen sein Vermächtnis und sein letztes Wort, das er doch, ach, so gerne zurückgenommen hätte. Denn ist nicht seine Abhandlung mit all ihrer glasklaren Dialektik das leidenschaftliche Gebet eines bekümmerten Sehers, die beschwörende Bitte an Gott, das Wort, daß wieder einmal Menschen von Menschen um der Wahrheit willen sich totschlagen lassen müssen, zurücknehmen zu dürfen und es zu dürfen — aus Liebe?! Aber es ist die Liebe auch jene Wahrheit, welche der Felsen ist, an dem alles Harte, also auch der h a r t e F r i e d e n verblendeter, brutaler, rasselnder Pietisten, schließlich zerschellen wird.

ANTON SANTER: STOISCHE EPISODE

ERSTER TEIL: WIEN

1.

Rund von Baum an Baum umgeben,
alte Algen, stille Fische
haltend als sein eignes Leben
liegt ein Teich in grauer Nische.

Oft komm' ich des Wegs gegangen,
wo das Wasser schweigt im Grünen,
weiß damit nichts anzufangen. —
Nixen stehn auf Felsenbühnen.

War't ihr, die das Wasser spiegelt,
Nixen, Felse, Wolken, Bäume —
war't ihr jemals mehr entsiegelt
als den Träumern ihre Träume?

Nieder wachsen lange Zweige
hohem Grase zu begegnen.
Geht hier eine Zeit zur Neige,
welche diese Zweige segnen?

Zahmer Amseln Flötenstöße
dringen aus den blumigen Wiesen.
Ist ein Ruf, der uns erlöse,
ist nur ihre Brunst in diesen?

Gruppen bunter Kinderkleider
fern im Rasen, Ruf und Lachen,
hagestolzende Vergeuder
solcher guter Herzenssachen. —

Flög ein Rabe mir zur Seite,
sagt' ich zu dem alten Raben:
Du gibst einem das Geleite,
den die andern nie begraben.

Denn die Brüder gibt es immer,
die sich keines Ziels befleißen
und nicht besser und nicht schlimmer
sind als auch ein Mensch zu heißen.

Nieder wachsen stille Zweige
hohem Grase zu begegnen.
Nimmer geht die Ruh zur Neige,
welche diese Zweige segnen.

2.

Gern einander anzubeten
bringt Lebendigem eitles Ende.
Sich in andern anzubeten
blendet dort, wo mancher fände.

Wer die anderen nicht duldet
ist ein Narr gleich andern Narren,
ob verschuldet, unverschuldet,
hat er einen bösen Sparren.

Wahr dich immer vor der Falle,
dich den Besseren zu nennen,
und noch einmal, sei wie alle,
Gut und Böse wirst du kennen.

Alle Lust am Tode selber,
alle Lust an Lebens Preisen
macht dich älter, kränker, gelber,
bis du bist wie alle Weisen.

Eines aber, Los der Reifen,
macht die Tage kälter, klarer:
Ueberlebte zu begreifen
ohne Leid und täglich wahrer.

Manchem kam es schon zu Sinne:
alles, alles, was vergangen,
wohnt dem Leben dessen inne,
der als Letzter angefangen.

Dieser Letzte soll bescheiden
mit dem Ueberlebten leben,
sich in nichts Entlehntes kleiden
und sein Herz zu nichts erheben

als zur Einsicht, daß für Alle
nie ein Kräutlein wuchs auf Erden
und die Welt auch dem gefalle,
dessen Tage kälter werden.

3.

Wo Phäakenleiber blähen
wächsern, wässrig, ohne Lachen,
bös und hungrig; andre gehen
aus Zerfall Geschäfte machen,

halt dein Herz und flieh beizeiten,
nicht von Nöten, die ihr teilet,
aber hin, wo Kinder schreiten
blumige Reigen, wenn ihr eilet.

Wo die Händler schon um Speise
feiler Gattung Lüste kaufen,
in der Hunde blinder Weise
Leiber nach den Leibern laufen,

träume dir an deine Ohren,
träume dir vor deine Augen
Wiener Weisen unverloren,
alte Walzer, grüne Lauben.

Wo schon tief in die Verwesung
der Phäaken Glück versunken
und Erinnrung, nicht Genesung
macht das Herz, das alte, trunken,

denke von den fetten Jahren,
daß sie unter andren allen
einmal Offenbarung waren,
daß Phäaken Gott gefallen.

4.

Könntest du aus bunten Tiefen
deine Ahnen dir berufen,
frügest du, die längst entschliefen,
ob sie mehr an dir erschufen

als du bist — wohl den und jenen
säh'st du, fremder Völker Sprossen,
Völker, deren Sinn und Sehnen
schattenhaft dein Herz durchflossen.

Und dir würde Tag im Sinne
und ein festrer Leib im Leibe,
Menschentümer wärst du inne,
wo ich so nur Dunkles schreibe.

Mehr als eine Seele hast du,
tiefere Stunden lernst du kennen,
wo inmitten einer Rast du
spürst, daß die vergessnen brennen.

Brennen so wie unerlöste,
ungeliebte, ungelebte,
ohne jener Seelen Tröste,
welche Fegefeuer fegte.

Nichts verbleibt dir, Sohn der vielen,
als die Ahnen zu erraten
und verfallen neuen Zielen
ohne Geist an bloßen Taten

mitzutuen mit den andern
und zu glauben, bis die Stunde
wieder sagt, wohin wir wandern,
wieder spricht mit neuem Munde.

Niemand weiß noch was. Wir warten.
Ja, wir warten nur und wissen:
Dies ist unser, dies ist alles:
daß wir schon die Stunde missen.

5.

Ob in Seide, ob in Kitteln,
muß von jungen Weiblein gelten:
Mit den immer neuen Mitteln
hausen sie in Wolkenwelten.

Und in Hüllen hinter Hüllen
noch nicht nackt und stets im Werden
müssen sie den Ruf erfüllen:
Dienet Zeugenden auf Erden!

Was sie sinnen, was sie spinnen,
ihre unerfüllten Leeren,
Rechnungen mit Mannes Minnen,
dient dem Ruf, daß sie gebären.

Wer da ihrer Seelen Sphären
angerührt, wird eingewoben,
eingebildet ihren Leeren
und von Träumen angesogen.

Lästiger Liebe, Nachtvampiren,
traumbefruchteten Marieen,
Hexen mit des Teufels Tieren,
allen wird von mir verziehen.

Weil sie ihres Amtes walten,
immer auf Empfängnis warten
und Empfangenes fortgestalten,
laß ich sie in meinem Garten.

Was sie von den Dingen sagen,
sei nicht Wahrheit, sei nicht Lüge.
Was sie da geduldig tragen,
habe des Geliebten Züge.

Wie er Kinder liebt und meidet,
soll er Frauen suchen, meiden.
Tiefste Störung, die er leidet,
wird zum Kinde aus den beiden.

6.

Mondvigilie am Kanale,
wo die hohen Schlote steigen,
blauer Himmel, schwarze Male,
Röten von metallnen Teigen.

Kalt und glatt scheint das Gewässer.
Leere Fähre lehnt am Lande.
Lethe winkt dem alten Esser.
Charon schläft auf weißem Sande.

Blinder Paarung Masken schreiten
in Alleen ohne Ende.
Fingerige Blätter breiten
schwarze Schatten auf die Wände.

Fremder Mund an meinem Munde
will, daß ich die Zeit vertreibe.
Was in dieser toten Stunde
zieht mich Tier zu Tieres Leibe?

Auch in der Begattung Wüste
werden Leibes Teile Zeichen.
Wessen Zeichen sind die Lüste,
die die Seele nicht erreichen?

Mächtig in die nächtige Leere
klingen Hämmer aus den Weiten. —
Ja, aus dem, was ich entbehre,
will ich mir ein Herz bereiten.

Laß das Suchen, Unbekannte!
Nicht für dich wird es bereitet.
Hab den Leib, das dir Verwandte,
das dein Wesen nicht bestreitet.

Hart und rund gleich dem Metalle
wird, was ich mit dir nicht stille.
Bin ich hier für dich wie alle,
bin ich dort doch eigner Wille.

Eigner Wille einzubilden
jenem hingegebnen Kinde
alle blauen, blonden, milden
Bilder, die ich hier nicht finde.

Ließen wir die Hunde spielen,
blieb doch Seele noch uns beiden:
Deine Kälte für die Vielen
und mein Geist, daran zu leiden.

7.

Weiblich rundgeballt und träge
Wie das Chaos vor dem Manne
liegt ein Traum vor mir, ich wäge,
ob ich ihn in Worten banne,

ob ich seine Farben schatte,
ob ich seine Töne höre,
stumm in seinem Duft erschlatte,
an der Rundung mich betöre.

Während ich dran überlegte,
kam es, daß der Traum sich leise
oder daß ich selbst mich regte
nach der Tiere Gottes Weise.

Doch bevor des Traumes Schlünde
sich erschlossen, zu empfangen,
schalt ich alle Träume Sünde,
Raub an Dir und mir begangen.

Mit dem Haupte, um zu denken,
mit den Augen, mit den Ohren
und mit Dir, mich zu versenken,
schuf mich er, der uns erkoren.

Und ein Herz war uns gegeben,
ja, so wahr ich jetzo weine,
um ein Leben zu erleben,
dessen Schatten ich nun scheine.

Nicht auf Traum und Tod und Dichtung
richt' ich meines Leibes Triebe,
Nicht auf Lust, nicht auf Verzichtung —
daß wir leben will die Liebe.

Mußt ich dazu Dich verlieren,
daß Dein Bild mir immer bliebe?
Nein, Du sollst kein Grab verzieren.
Daß Du lebst will meine Liebe!

Wärst Du dazu mir gegeben,
tret ich auf die letzte Stufe,
einem Hahnrei gleich zu leben
zum verderblichen Behufe,

immer wieder zu vergessen,
zu vergessen, zu vergessen,
daß zur Prüfung unserer Seelen
Andre Deinen Leib besessen.

Ach, es ist von Schmerzen, Träumen,
mir der heißeste von allen,
aus der Liebe einzlen Räumen
in Gemeines zu verfallen.

In des Morgens goldne Stille
sag ich meiner Aengste Ende.
Ich bin nichts als inniger Wille,
daß ich einst Dich wiederfände.

8.

Als ich einst durch Mauern hörte
eine nie gehörte Weise,
war's, daß mich der Tod betörte
wie ein Freund auf einer Reise:

„Stilles Ziel ist in der Nähe.
Wie du mußt, hast du gehandelt.
Was dir weiter hier geschähe
läßt dich kalt und unverwandelt".

Sprach des Lebens Anwalt leise
zu der Pulse warmen Schlägen
wie ein Freund auf einer Reise
meinem Tode noch entgegen:

„In den Himmel, in die Hölle
kannst du ohne Jenseits finden.
In des Diesseits tiefer Völle
ist's bereitet auch den Blinden.

Ist den Sehern auch bereitet,
die sich tief in andren fühlen,
deren Herz sich engt und weitet,
die sich nicht an Bildern kühlen.

Ist bereitet allen beiden,
wenn sie wissen, daß sie leben,
jede Stunde zu entscheiden,
was kein Jenseits mehr kann geben."

Blätter regten sich in Sonne,
Orgelspiel im nahen Chore,
silbern Licht im runden Bronne,
Glück im Auge, Glück im Ohre.

Hinter allem das Genügen,
heut ein ewiges Lob zu sagen,
schönen Tönen sich zu fügen,
alles, alles hinzutragen.

Wo die Töne tief entspringen,
ja, dort ist ein Herz gleich meinem
schon im Glücke, und es singen
alle Pfeifen uns zu einen.

9.

Ja, von der Parteien Gährung
habe ich mich abgewendet
und zur gänzlichen Bekehrung
diese Grübelei vollendet.

Nicht mit euch, in eine Ferne,
ob sie tot sei, ob sie lebe,
rede ich und weiß sie gerne
sorglich, ob ich mich erhebe.

Mich erhebe aus den Tiefen,
de profundis, wo ich klagte,
als wir ohne Liebe schliefen,
als ich noch nicht Amen sagte.

Bleibe nun, mein gutes Amen,
auf der Erde, in der Erde,
hab auf immer meinen Samen,
daß ich nichtmehr ledig werde!

Niemehr ledig meiner Sendung,
eine aus den vielen, eine
mir zu wählen zur Vollendung,
gleichviel wie sie andren scheine.

Red ich so mit Deinem Bilde —
o wie wir vor Zeiten schwiegen,
und dein Auge las, das milde,
und die stummen Quellen stiegen.

Mitternacht war oft vorüber,
Morgen kam, du lagst, Verstummte,
mir im Arme und hinüber
trug uns jener unvermummte

Schlaf der Liebenden, der nackte.
Weh, wenn ich an Blößen rühre,
wo mich warmer Taumel packte,
ich nun kalte Ruhe spüre.

Was ich mir auch heute sage,
Vieles ist versäumt geblieben.
Wer da nicht zu sterben wage,
dünkt mir, wisse, nicht zu lieben.

Taste ich in mir die Spuren
andrer Stunden, andrer Lüste,
wie Antonius vor den Huren
flieht das Herz in Traum und Wüste.

Eine Palme, Dir zu gleichen,
steht im Traumland sanftbefiedert,
klare Quellen unter Eichen,
Moos und Steine feingegliedert.

Und Musik, so sonderbare,
und der Duft von süßem Grase
hebt mich über alle Jahre,
welche warten an der Straße.

Gutes, Böses mir zu geben,
abzubetteln, was ich habe,
stehen sie am Weg durchs Leben,
stehen sie an meinem Grabe.

Aber ich, der so wie alle
seine Straße sieht und schweiget,
stehe oft im Duft und Schalle
und mein guter Engel geiget.

Wenn ich Haar und Band und Schuhe,
eines weißen Tüchleins Düfte
mir an Aug und Wange tue
träumend Aug und Herz und Hüfte.

Und Musik, so wunderbare,
und der Duft von süßem Grase
hebt mich über alle Jahre,
welche warten an der Straße.

10.

Gestern wollte ich spazieren,
Frauenlob euch zu bereiten.
Aber leider, mich genieren
allzufleischige Einzelheiten.

Totes Fleisch auf Brüdern lastend,
Mitmensch auf den Ohnemenschen,
die in Hungers Maßen fastend
sich verzehren und entmenschen,

oft wie blasse Engel, wächsern
unter blonder Haare Krone,
rechnen mit den Eisensechsern,
arm am Leibe, arm an Lohne.

Als ich lang herumgegangen,
viel Miseren angesehen,
manchen Einfall eingefangen,
blieb ich vor der Kirche stehen.

Monotone Litaneien,
alte Weiblein, bunte Lichter,
fremder Prunk der Sakristeien,
heilige hölzerne Gesichter.

Priester an Altären vieren,
Gottes Wandlung zu bereiten.
Aber leider, mich genieren
viele tote Einzelheiten.

Endlich an der großen Mündung
aller städtischen Kanäle
witterte ich mit Empfindung
all des Kotes laue Seele.

Würmern gleich in Eingeweiden
sah ich drinnen Menschen wohnen.
Ihren Lüsten, ihren Leiden
will die Stadt mit Unrat lohnen.

Wußte nicht mehr, was ich suchte,
weiter schritt ich voll Verlangen.
Gleichviel was ich floh und suchte,
aus der Stadt war ich gegangen.

Und ich nahm es als ein Zeichen,
daß nichts besseres anzufangen
als dem allen zu entweichen —
bin gegangen, bin gegangen.

Ja, die Stadt, sie hetzt und paaret,
ißt und trinkt und weiß zu scheiden.
Unverdauliches entfahret.
Also ich und meine Leiden.

(Zweiter Teil „Das Bergland" folgt im nächsten Heft).

CARL DALLAGO: WIDER HANSWURST

(„Der große Unwissende"; II. Teil, Kap. 5)

Die Milde der Müdigkeit ist von mir gewichen. Nicht daß ich deshalb der Milde abhold geworden wäre, im Gegenteil: Zeit meines Lebens möchte ich ihr zugetan bleiben, dient sie doch der Entfaltung wie der Erhaltung der Güte, die mir noch immer Ausdruck der höchsten Kraft ist. Aber es gibt Menschen und Dinge im Leben, denen gerecht zu werden nicht anders möglich ist, als daß man dem Hang zur Milde n i c h t nachgibt. So, wie man einem Hang zum Wohltun nicht immer nachgeben soll, weil auch Wohltun nicht immer wohlgetan ist. Denn es kommt darauf an, wo Wohltun sich niederlassen, wo Milde platzgreifen will. Und ist dieser Platz nicht sauber, muß eben vorher gesäubert werden; was immerhin eine gröbere Arbeit ist. Solche Arbeit obliegt mir nun.

*

Meine Darstellung war bemüht, den Wandel des Christentums durch die Kirche aufzudecken. Das Ergebnis mir vor Augen haltend, muß ich sagen: Einst war Christentum auf Erden, jetzt haben wir statt seiner nur noch Kirchentum.

Den Werdegang und die Entwicklung des Christentums in diesem Sinne hat schon Kierkegaard vor mehr als siebzig Jahren erkannt und folgendermaßen zusammengefaßt: „Also das Vorbild kam in Abgang. Sodann wurden auch die Apostel als Vorbild abgeschafft. Darauf auch das Vorbild der ersten christlichen Gemeinde. Und so kam man zuletzt glücklich wieder dahin, auf allen Vieren zu gehen, und das, gerade d a s war das wahre Christentum."

Dieses „Gehen auf allen Vieren" scheint heute auch im Katholizismus die geistige Gewohnheitsbewegung geworden zu sein. Ja, unter dem vielen Unmöglichen, das sich heute innerhalb der katholischen Kirche als Christentum durchzusetzen bemüht ist, ist manches, das einem aalglatten Sichdurchwinden auf dem

Bauche ähnlicher sieht, als einem Gehen auf allen Vieren. Hierher gehört zweifellos auch das katholische Auftreten des Journalisten Bahr.

Mag es auch eine Schwäche von mir sein, vor einem Menschen zu verweilen, der in geistiger Hinsicht ja längst abgetan ist: der Widerwille gegen die Schamlosigkeit eines Treibens, das unter fortgesetztem Mißbrauch der heiligen Schrift journalistischen Klatsch für das Christentum sprechen lassen will, zwingt mich, auf Bahr hinzuweisen. Der Fall Bahr ist ja auch ein Beleg für die Entartung des Religiösen durch die Kirche, indem diese es erst ermöglicht, daß einer, der wie Bahr mit Leib und Seele der Zeitung verfallen ist und die Entstehung desSpruches „lügen wie gedruckt" mitverursacht haben könnte, nun auch als „Religiosus" sich verlautbaren und das Evangelium durch das „Neue Wiener Journal" verkünden darf.

Denn mit dem „Neuen Wiener Journal" mag es sich zunächst verhalten wie mit der Presse überhaupt: wo ihre Gesinnung durchbricht, ist sie so, daß sie den Zuwachs an Materiellem für Zuwachs an Geist nimmt. Im besonderen aber ist dieses Blatt ein intimster Neugier und gewöhnlichstem Sensationsbedürfnis dienender Ableger jenes völlig entarteten Zeitungsjudentums, in dem sich die allgemeine jüdisch-christliche Verkommenheit und somit auch der religiöse Verfall am deutlichsten spiegelt. Wenn nun im Schoße dieser Presse die christkatholische Niederkunft des journalistischen Waschweibes Hermann Bahr allwöchentlich ihr Fortkommen und ihr Gedeihen findet, muß da der dick aufgetragene Katholizismus dieser frommen Zeitungswöchnerin, soweit seine religiöse Beschaffenheit in Frage kommt, nicht von vornherein äußerst fragwürdig erscheinen? — Aber freilich: Selbstbetrug kann einem immer noch das Gegenteil vorspiegeln. Denn man mag auch das Unwahrsein zu sich selber so weit treiben können, bis man es als das Wahre ansieht — ja, bis es, weil nichts anderes mehr da ist, schließlich auch das Wahre an einem wird. Was der Fall Bahr zur Genüge offenbart.

*

In Kierkegaards „Augenblick", diesem wahrhaft religiösen Werk und tiefverpflichtenden Vorbild für den Ernst im Schrifttum, steht der Satz: „Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden." Ich sehe in dem Ausspruch gewissermaßen das „Gehen auf allen Vieren" in seiner Herleitung aufgedeckt. Kierkegaard meint nämlich: „Während jede höhere Lebensauffassung (sogar schon im besseren Heidentum, vom Christentum ganz zu schweigen) die Sache so ansieht, daß der Mensch die Aufgabe hat, nach Gemeinschaft mit der Gottheit zu streben, und daß dies Streben das Leben schwierig und um so schwieriger macht, je ernster, entschiedener und angestrengter das Streben wird: ist im Lauf der Zeiten das Menschengeschlecht auf andere Gedanken über die Bedeutung und Aufgabe des Lebens gekommen . . . Das Menschengeschlecht ist dahinter gekommen, daß man sich das Leben leicht bequem machen kann, wenn man es so haben will (und so will man es haben)." Und so hat man sich auch, nach Kierkegaards Wahrnehmung, das Leben „leichter und leichter" gemacht eben dadurch, daß man praktizierte: „Werde ein Schwätzer — und sieh: alle Schwierigkeiten verschwinden." Auch die Schwierigkeiten, mit Gott in Verkehr zu treten: ein religiöser Mensch, ein Christ zu werden.

Die Wahrheit des zitierten Satzes ist mir nie so greifbar vor Augen gestellt worden, wie durch das „Tagebuch" des Hermann Bahr. Ja, der Ausspruch ist wie ein Schlüssel zum Verständnis aller Wandlungen dieses Autors. In seiner Betätigung des Ausspruches steht der ganze Mann erschlossen vor uns. Mehr ist nicht in ihm. Es erklärt auch die Leichtigkeit, mit der er überall den Anschluß findet. Wie er, von der Freimaurerei her, gleichsam in Hausschuhen zur katholischen Kirche hinüberfand, und das gerade zu einer Zeit, da im Haus Oesterreich diese Kirche wiederum auffällig zu amtieren begann. Ob er für den Augenblick glaubt, was er schwätzt und tut, wird ganz Nebensache; er schwätzt und tut soviel, daß der Glaube in ihm zum Lebendigwerden niemals weder Zeit noch Raum haben kann.

Daß somit in Bahr der christkatholischen Kirche ein Bekenner erstanden ist, der nur gegen sie spricht, ist ohne weiteres ein-

leuchtend. Weniger einleuchtend ist, daß die Kirche einen solchen „Christen" ohne weiteres ernst nimmt. Denn als Hüterin des Christentums müßte sie sich sagen: je mehr du einen solchen Menschen ernst nimmst, um so mehr mußt du dir selbst zum Spotte werden. Aber der weltliche Ehrgeiz, dem sie sich ausgeliefert hat: ihr kleinlich-politischer Ehrgeiz, erlaubt der Kirche diesen Schluß nicht. Sie richtet nicht über die innere Verfassung eines Menschen, wenn er nur ihr äußerlich angehört, sich vor der Oeffentlichkeit zu ihr bekennt. Und daß und wie sich Bahr zu ihr bekennt, bekundet sein Tagebuch so: *Salzburg, 11. Juli.* Heute haben wir unseren Oberhirten begraben, Fürsterzbischof Dr. Balthasar Kaltner . . . Er war mir auch menschlich sehr wert, als ein Beispiel reinsten Verstandes, eines ganz sicheren, nie durch Impulse bestimmten, von allen Vorurteilen, Vorgefühlen, Vorentscheidungen freien Verstandes . . . . ein hohes Beispiel katholischer Freiheit. Denn unser Glaube macht die Seinen völlig frei . . . Ein ungeheures Opfer fordert unsere Kirche: den ganzen Menschen; aber sie vergilt es auch unermeßlich: durch den Gewinn einer inneren Freiheit, die nur in der Windstille gläubigen Gehorsams gedeiht. In ihr wird der Verwegene noch kühner . . . . sie nimmt keinem, sie gibt jedem, sie läßt ihm, was er schon aus eigener Kraft ist, und gibt ihm noch die Gnade dazu."

In einer vorhergehenden Wochenlieferung gedenkt Bahr auch eines Barons, eines Zechgenossen seiner Jugendzeit: „er hatte gerade meine verwegenen Aufschneidereien so gern!" und gesteht sich, in der Italienischen Reise lesend: „Wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf wert war!" Was ihn aber durchaus nicht hindert, in seinem „christlichen" Bekenntnis — unter dem Eindruck von Tolstois Tagebüchern — also fortzufahren: „, Bin am Leben, aber lebe nicht". So auch ich, jahrelang. Erst im Alter habe ich leben gelernt. Und aus demselben Grund wie Tolstoi: ‚Darum, weil ich früher kein ganzes Leben gelebt habe, sondern nur das irdische'."

Drei Tage später lebt er dieses „ganze" Leben so: „Deutschmeisterkonzert . . . . Landsknechtlieder, Prinz Eugen-Lieder, Dragonerlieder, Militärmärsche, Männerchöre . . . Die alten

Dinger haben eine solche Noblesse des Herzens: man fühlt da den Krieg, Piffpaff, Bumbum, bleibt aber, selbst wenn die Kugel trifft, innerlich unversehrt dabei. Es waren brave Soldaten, sie nahmen das Ganze nicht schwer, wie kein gesunder Mensch seinen Beruf sehr schwer nimmt; erst beim Unberufenen, bloß Einberufenen, wird's tragisch."

Die Karwoche aber heiligt dieser Kirchenchrist so: „Lese, wie jetzt immer in der Karwoche, Katharina Emmerich . . . Wie viel in unserer ganzen Literatur kann sich an Kraft, Reinheit und Fülle der Anschauung wie des Ausdrucks damit messen? Sie mag an Glut der Empfindung von der heiligen Therese (die dazu freilich dann auch noch den ungeheuren Verstand, den gewaltigen Sinn für Ordnung hatte), an Freiheit und Gelassenheit des gottsichtigen Gemüts von der heiligen Gertrud, an Durchsicht des menschlichen Herzens von der heiligen Katharina von Genua noch übertroffen werden, an gestaltender Kraft wird sie von keiner erreicht. . . . Wie sie Landschaften, Räume, Gewänder, eine Haartracht, einen Kopfputz, den Besatz an einem Kleide sieht, sich merkt und darstellt! . . . Wärs erfunden, so hätten wir die größte deutsche Dichterin an ihr . . . Ists aber von ihr erblickt worden, so können wir erst noch die Macht nicht fassen, mit der sie das innere Gesicht ergriffen, behalten und abgebildet hat. Die berühmte ‚Wissenschaft' aber läßt ein solches Phänomen stehen und drückt sich einfach davon".

Nun: wie du mir, so ich dir, dachte sich wohl die „Gnade" und übergaukelte diesen Gaukler von Geblüt, der hier wie blind die eigene Sinnesart einer Heiligen aufbürdet und diese zu ehren vermeint, wenn er sie als erste deutsche Dichterin für die Literatur in Anspruch nimmt, und wenn er die Wissenschaft vor ihr, als vor einem Phänomen, zum Studium anhalten will. Welch ein sonderbarer Heiliger, der an dem inneren Gesicht einer Heiligen die Fähigkeit zur Wahrnehmung, beziehungswiese Darstellung von Räumen, Gewändern, einer Haartracht, eines Kopfputzes wie ein Wunder anstaunt, und ihr schließlich eine Lobsuppe vorsetzt, die er wohl schon so und so oft auch weltlichen Eintagsfliegen in Kunst und Literatur aufgetischt hat.

Ich weiß zwar von den Schriften der genannten Frauen nur

so viel, daß sie in meinem Elternhause oft genannt und wohl auch gelesen wurden. Und soviel ich diese Leser ihrem Verhalten nach in Erinnerung habe, muß das Gelesene in ihnen Insichkehr, Weltscheu und Sinn für Zurückhaltung erweckt haben, vielleicht auch sonst noch manche Eigenheiten, die aber immer eher einem Sichverstecken vor der Welt als einem Sichbemerkbarmachen gleichsahen. Dieser brühwarme Katholik aber tagebucht auch seine Christenandacht kontraktlich für das Wiener Journal:

„*28. März, Fußwaschung:* ‚Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße wusch, wieviel mehr sollt auch ihr einer dem anderen die Füße waschen! Höret dies, alle Völker: vernehmt es, die ihr den Erdkreis bewohnt! Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt. Also sprach Jesus zu seinen Jüngern'. Aber die Völker hören es noch immer nicht, daß auch ihre Bestimmung ist, eines dem anderen die Füße zu waschen, und es bleibt ihnen unbekannt, daß von allem aber das Größte die Liebe ist".

Und weiterhin verkündet er: „Im heutigen Evangelium heißt es: ‚Aufstehen wird Volk wider Volk und Reich wider Reich . . . Und weil die Schlechtigkeit überhand genommen, wird die Liebe vieler erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden'."

Von seiner Liebe aber und seinem Ausharren erfährt man in derselben Nummer: „Kaum eine Woche verging in diesen fünf Jahren, wo mir nicht im Geiste plötzlich unserer geliebten Ethel Smyth zornfunkelndes Antlitz erschien, und ich bekam Herzweh nach unseren Stunden im vierten Stock von de Kaysers Hotel, hoch über der dunklen Themse! Denn einmal möcht ich, bevor ich sterben muß, mich doch zu gern noch heiser streiten mit der herrlich ingrimmigen Ethel, und einmal muß ich noch im April, wenn der Luxemburgergarten ergrünt, an die Seine gehen. . . . und einmal noch mit meinen alten Freunden von Malamocco zusammen sein!" Denn ihm ist von seiner „Internationale nichts abgebröckelt, auch nicht das allerkleinste Stückl".

*

Je mehr ich mir den Fall Bahr vor Augen halte, umsomehr enthüllt sich mir die Hanswursterei der Kirche (hier der christkatholischen) und deren trügerische Existenz. Sie lebt geradezu von etwas, dessen sie in Wirklichkeit nie teilhaft wird: von der Christlichkeit. Besäße sie diese in Wirklichkeit, müßte, wer die Kirche hat, auch die Christlichkeit, das Religiöse, den Geist haben. Der Fall Bahr — und jeder andere Fall, der zeigt, wie man Kirchenchrist und nichts als Kirchenchrist wird — bezeugt das Gegenteil. Er veranschaulicht, wie ein Mensch dadurch, daß er alles entwirklicht (in unserem Fall durch sein Geschwätz), sich alles scheinbar aneignet: den Geist der Evangelien, das Religiöse, das Wissen, die Kirche. Doch zeigt es sich, daß dieser christliche Geist wie überhaupt das Religiöse, als höchste Wirklichkeiten die sie sind, von solcher Aneignung gar nicht berührt werden. Selbst das Wissen entgeht solcher Aneignung; was von diesem etwa dabei abfällt, ist bestenfalls schlecht angebrachter Prunk mit etwas, das sich als fremdes Gut erweist. Nur die Kirche mit allem Kirchlichen verbleibt dem, der sie sich auf solche Weise aneignet; nur sie erscheint durch solche äußere Aneignung nicht entwirklicht.

Sagt das nicht überzeugend aus, wie wenig — in christlicher Hinsicht — dieses Kirchliche sein muß, wenn es (und mit ihm die Kirche selbst) so leicht zu erlangen ist. Denn das Christliche, als das Religiöse und Geistige, ist für den Menschen von heute in Wirklichkeit schwer zu erlangen, um so schwerer, je ernster es einer mit dieser Wirklichkeit nimmt. Forderte eine einzige kirchliche Handlung die volle christliche Wirklichkeit, es würde keine mehr leicht genommen werden können.

Bahr aber nimmt selbst die höchste kirchliche Handlung, das Sakrament, nicht nur leicht, er tritt ihr auch spekulierend gegenüber. Oder wie soll man es sich sonst erklären, daß er diese höchste kirchliche Handlung mit dem ausgesprochen unkirchlichen Walt Whitman in Verbindung bringt, durch den er angeblich — so ungereimt es auch ist — „an unsere großen Menschen der barocken Zeit" sich erinnert fühlt, an „Bernini etwa, wenn der, jeden Morgen, vom allerheiligsten Sakrament weg wieder in seine Werkstatt trat" Hört man aus solcher

Rede nicht weit eher einen weltlichen Affen heraus, der sein Tun dem Tun „unserer großen Menschen der barocken Zeit" vergleichen möchte, als einen Christen, der, vor dieser höchsten kirchlichen Handlung verweilend, doch einzig seinen Sinn auf die Gegenwart Jesu zu richten hätte.

Wenn daher die Kirche einen solchen „Christen" nicht nur gewähren läßt, sondern ihn obendrein ernst zu nehmen sucht, wiewohl er, so wie er nun einmal ist, alles eher als ernst zu nehmen ist — da er ja auch „vom allerheiligsten Sakrament weg" wieder hinter jeder Regung dieser Welt her ist wie kaum ein Schürzenjäger hinter einer Schürze —, wenn also die Kirche dem unverantwortlichen Treiben eines solchen Fürsprechers, der durch die Art, wie er das Christliche verkündet, nur zeigt, daß er nichts Christliches, nichts Religiöses und Geistiges in sich hat, noch Vorschub leistet: ist damit nicht wiederum dargetan, daß auch diese Kirche das Christliche, als das Religiöse und Geistige, nicht in sich haben kann — und daß es eine Hanswursterei von ihr ist, sich als Trägerin — und noch dazu als einzige Trägerin — dieses Christlichen aufzuspielen.

Kein Zweifel: je mehr man die Beschaffenheit jener inne wird, die sich als Kirchenchristen vordrängen, desto deutlicher tritt diese Hanswursterei der Kirche in Erscheinung. Der Fall Bahr zeigt sie vielleicht greifbarer als die sonstige Alltäglichkeit. Jedenfalls kennzeichnet er die Art, wie man Kirchenchrist wird. Wie ein völlig verweltlichter Mensch, der mit seiner Weltlichkeit kein Weiterkommen mehr sieht, zur Kirche geht. Womit bekundet ist, daß der Schutz, den diese Kirche gewährt, eigentlich von der letzten Spekulation einer Weltlichkeit erstrebt ist. Nun gehört wohl die Mehrheit der sogenannten Gläubigen zu diesen spekulativ verweltlichten Menschen. Und alle nennen sich Christen, weil sie innerhalb der Kirche stehen, die sich die „christliche" nennt!

Wer aber auf solche Weise Christ geworden ist, muß — christlich betrachtet — dem Christlichen, als dem Religiösen und Geistigen, nur noch ferner gerückt sein. Denn der Selbstbetrug kommt dabei zu immer neuer Nahrung und kann geradezu groteske Formen annehmen. Der Glaube, durch Erfül-

lung einer kirchlichen Vorschrift schon ein Christ zu sein, wächst sich schließlich zum Wahn aus, daß man alles tun dürfe, auch sein Leben zu einem Betrug machen, wenn nur die kirchliche Vorschrift erfüllt wird — und daß man dabei noch ein Christ sei.

Das alles verdeutlicht der Fall Bahr. Ein völlig verweltlichtes Dasein, das immer unwahrer und betrügerischer zu sich selbst wird, entpuppt sich plötzlich als ein christkatholisches Leben; denn sein Träger ist Katholik und Kirchenchrist geworden. Als solcher greift er sofort zum Glauben, wie er früher zur Kunst gegriffen hat, und geht damit zur Judenpresse, um ihn auf rentable Art wieder anzubringen. So daß man fast versucht ist, ihm das Geständnis zu glauben: „Wenn ich aber den Glauben und die Kunst nicht hätte, ich begriffe nicht, wie man auch nur eine Stunde noch leben kann." Die Bekehrung — natürlich — hat ihn völlig umgewandelt. Er erkennt sich nicht mehr. Früher schrieb er: „In jungen Jahren war mein Hauptvergnügen, da ich ein richtiger Oberösterreicher bin, zu raufen. Es wurde mir verboten. Das half nichts, ich ließ mir meine Lust nicht nehmen." Heute, da er ein richtiggehender katholischer Kirchenchrist geworden ist, schreibt er: „ich bin von Natur ein unbeweglicher, stockfauler, immer ganz im Augenblick verweilender Mensch" und erblickt sich als einen „unbeweglich in die Stunde Verlorenen, in die Stunde Versunkenen", der wider seinen Wunsch, versteht sich, in das Burgtheater geholt worden ist. Aber das ist schon so sein Verhängnis. Zwar brüstet er sich nach berühmtem Muster: „Meine Gefühle fragen nie nach Erwiderung. Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Aber da man — mit solchen Fragen spielend — Gegenliebe immer spielend findet, so wurde er eben in alles hineingerissen, was der Anziehungskraft seiner Unnahbarkeit nicht widerstehen konnte: in jede wechselnde Gunst der Zeitung und der Zeit, in jede neue Richtung, die gerade hochkam, in Welt- und Logenbrüderschaft, in alle Lockungen des Honorar- und Tantiemensegens, in eine erste, eine zweite Ehe (in diese zufällig mit einer berühmten Wagnersängerin) und nun — zuguterletzt — in dieses überstürzte Verhältnis mit der Kirche, die — wie wir hörten

— „den ganzen Menschen fordert", aber dieses Opfer — wie er uns versichert — auch „unermeßlich" zu vergelten weiß.

Was aber mag es sein, das auch die Kirche bewogen hat, sich durch die Liebe dieses alten Freimaurers geehrt zu fühlen? Wohl nur der Umstand, daß sie für ihren wankenden Bau sich überall nach weltlichen Stützen umsehen muß. Und Bahr hinwiederum ist klug genug, in der Kirche seinerseits die Stütze zu erblicken für seine unverwüstliche Weltlichkeit, die schließlich ja so weit gehen mag, daß sie sich auch noch ‚das Drüben" durch die Kirche sichern zu können wähnt. Was Wunder, daß er der Kirche nicht genug das Wort reden kann, um an ihrem verweltlichten Tun desto besser sein Genügen finden zu können. So sagt er: „Zum Begriffe der Kirche gehört es für mich wesentlich, daß nur Gott selbst sie stiften kann. Nur dadurch allein, daß Gott selber unter die Menschen tritt, entsteht die Kirche." Daß gerade dadurch, daß Gott selber unter die Menschen tritt, jede Kirche aufgehoben würde, diese einfachste Vorstellung jedes redlichen Menschen kann er sich nicht vorstellen. Er hält nun einmal Gott für den Stifter der christkatholischen Kirche. Wo anders g e g l a u b t wird, da kann er nicht mit, sagt er: „denn ich muß gestehen, daß dies meine Denkmöglichkeiten übersteigt". Daß das Christliche als das Religiöse und Geistige immer und überall ein Denken voraussetzt bis zur Kapitulation des Denkens, daß also auch der Glaube als solcher jedes Denkvermögen übersteigt, davon hat dieser völlig verweltlichte Kirchenchrist keine Ahnung; es zöge ja auch die Gefahr nach sich, von dieser Weltlichkeit ablassen zu müssen.

*

Aber auch der Selbstbetrug (und aller geistige Betrug ist Selbstbetrug, weil der Betrüger — geistig gesehen — immer auch der Betrogene ist) hat seine Grenzen, und keine Kirche kann dem, der ihm verfallen ist, über diese Grenzen hinweg soweit Vorschub leisten, daß ihm die Verantwortung für ein Reden, das mit jedem Satz von geistiger Nichtsnutzigkeit zeugt, geschenkt wird. Prophezeit doch die Schrift: „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Ge-

richt von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben. Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden". Nur geistige Taubheit vermag einen Menschen dieser Mahnung so zu verschließen, daß er den traurigen Mut, ja die unglaubliche Frechheit aufbringen kann, sein Zeitungsgewäsch mit Aussprüchen aus den Evangelien zu spicken. Freilich hat er das Beispiel der Kirche für sich, die auch der Tageszeitung bedarf, um ihre weltlichen Angelegenheiten durchzuführen. Der weltliche Handel innerhalb der Kirche trägt daher den Großteil der Schuld, wenn es glücklich so weit gekommen ist, daß jüdische Händlerseelen Christentum feilbieten dürfen. Und wie der Jude eigentlich erst jüdisch wird, wenn er die Taufe annimmt, so wird der weltliche Mensch erst verwerflich christlich — das ist jüdisch —, wenn er als Kirchengläubiger und „Religiosus" auftritt. Auch bei dem typischen Allerweltsjuden Bahr, der ja als Katholik nicht erst getauft zu werden brauchte, trifft das zu.

Darum bedeute man mir hier nicht, daß Ehen Privatsache sind. Wenn einer, der von seiner Frau geschieden ist, glaublich zu deren Lebzeiten eine zweite Ehe eingeht, gewiß, so geht das an sich die Oeffentlichkeit und geht auch mich nichts an. Wenn aber derselbe Mensch hergeht und plötzlich tut, als ob er ohne seine Kirche, deren Vorschriften er für sich als verpflichtend anerkennt, keine Stunde mehr leben könne, wenn er sich als Sohn dieser Kirche vor der Oeffentlichkeit in Szene setzt und seinen Kirchenglauben an die große Glocke hängt, so darf man, dünkt mich, auch in diesem Punkte die Gewissensfrage stellen. Denn der Kirche ist die Ehe keine Privatsache. Das müssen die dicksten Ohren gehört haben in einer Zeit, da man bei uns eine Reform des Ehegesetzes in Aussicht stellte. Und was eine solche zweite Ehe für den Katholiken bedeutet, was sie für ihn im Gefolge hat, weiß ich, der ich katholisch war und es nicht mehr bin, aus eigener Erfahrung. Doch trüge einem eine solche Ehe — vorausgesetzt, daß sie völlig unspekulativ geschlossen wurde — auch lauter Ungemach ein, ich müßte sie gutheißen, schon des Bruches mit der Kirche wegen, den sie bedingt und der erst die Aussicht freigibt auf das Christliche an sich, als auf das

Geistige und Religiöse. Denn solange man als christlich oder religiös innerhalb der Kirche steht, betrügt einen dieser Umstand nur allzu leicht um die existenzielle Beschaffenheit des Begriffes christlich oder religiös. Indem man diesen Begriff zu leicht schon dadurch erfüllt wähnt, daß man innerhalb der Kirche steht. Das hört nun auf. Das lebendige Wort aber bleibt, und man kann nun beginnen, sich Rechenschaft darüber abzulegen, ob man es lebt oder nicht lebt, ob man es leben w i l l oder nicht. Erforderlich hiefür ist nur, daß man noch Ohren hat, um zu hören; daß man nicht einer ist, der „n i c h t h a t", das heißt: der nicht anwendet, was er hat, und dem daher noch genommen worden ist, was er hatte (da ja jeder, seiner Herkunft nach, ursprünglich „haben" muß).

Dann freilich ist alles umsonst, und auch eine wahre Sintflut von Worten ist nicht imstande, ein einziges Wort zu tragen, das Leben hat. Kein Gesagtes ergreift mehr, weil es von nichts ergriffen ist. Dann hilft auch keine Kirche mehr und auch kein Glaube, „daß nur Gott selbst sie stiften kann", zumal, wenn dieser Glaube so beschaffen ist, daß er seinen Träger nach einer „Weltzeitung" ausschauen läßt mit dem Hauptsitz in Boston und mit eigenen Filialen in Avignon, Sevilla, Venedig, Bayreuth, Salzburg, Ragusa, Mekka — den „Heimstätten der Seele" — wohl zur Stütze der von Gott gestifteten Kirche. „Und das Programm wäre Whitmans Demokratie, die man, um sie mit keiner anderen zu verwechseln, eigentlich Erotokratie heißen sollte (ihre Volkshymne: der Chor aus der Antigone, in der Uebersetzung Hölderlins)."

Nun also frage ich nochmals: muß da nicht auch die Kirche ein Hanswurst sein, wenn einer, dem diese Kirche alles geworden ist und der alles von ihr erhalten haben will, so aussieht? So?!

*

Geistigem Betrug also eröffnet selbst die Kirche keine Ausflucht, so reichlich sie ihm Raum gewährt. Das glaube ich dargetan zu haben mit meinem Verweilen vor dem Fall Bahr. Er zeigt, wie sehr solcher Betrug den Menschen aushöhlt, wie er die Zugänge zum eigenen Innern verschüttet, die nur das Geistige,

das Religiöse, offen zu halten imstande ist. Die innere Bewegungsfreiheit des Menschen ist demnach abhängig von seiner Redlichkeit, ohne die ja das Geistige, das Religiöse, nicht erweckbar ist. Je weniger Redlichkeit also in einem ist, um so weniger auch Bewegungsfreiheit. Die Folge ist, daß auch der Begriff des Religiösen immer äußerlicher, immer hinfälliger wird, je unredlicher, je unwahrer zu sich selbst ein Mensch ist. Der Begriff des Religiösen — auch in seinem Werden —, ausgeprägt im Leben eines völlig wahrhaften Menschen, mag daher für einen, der seine innere Redlichkeit der Spekulation geopfert hat, wie ein Buch mit sieben Siegeln sein. Anderseits ist anzunehmen, daß die Größe und Klarheit des wachen religiösen Begriffes, der die innere Bewegungsfreiheit mit sich bringt, die innere Macht des Menschen und damit auch dessen fühlbare Ueberlegenheit bestimmt. Auf Seite des geistigen Betruges, der an sich ein Niedriges und Unterlegenes ist, muß nun solche Ueberlegenheit notwendigerweise Widerstand und Drang zur Anfeindung dieses Ueberlegenen auslösen. So befeindet der Kirchenmann den wahrhaft religiösen Menschen. So befeindet die Kirche den freien Bestand des Geistigen als des Religiösen. So befeindet die von den Menschen geschaffene Welt den Menschen, wie er von Gott gewollt ist.

Im Rahmen meines Vorwurfs und diesen (soweit er den Fall Bahr betrifft) abschließend, verweise ich hier nur noch auf die Anfeindung des großen Dichters Heinrich v. Kleist von Seite Bahrs, mit welcher Anfeindung sich dieser als Kirchenmann und Zeitungschrist erst restlos bloßstellte. Als solcher rügt er heute noch, daß sich Kleist „in seinem Chaos wälzt", nachdem ihm schon früher am „Prinzen von Homburg" die Feigheit vor dem Tode arg mißfallen hat.

Da indes im großen Dichter und Künstler — schon infolge seiner inneren Redlichkeit — immer auch das Religiöse, wenn auch bisweilen verstört, lebendig umgehen muß, ist die Anfeindung von solcher Seite im allgemeinen begründet und begreiflich. In einer Journalistenseele hingegen, die einem Zeitungschristen angehört, mag der Universalismus des Allerweltsschwätzers so die Führung an sich gerissen haben, daß auch sein

Ehrgeiz als Kirchenstreber noch davon beherrscht ist. Und so ist dieser genötigt, Menschen, die als große Dichter oder Künstler bereits anerkannt sind, zwar auch seinerseits anzuerkennen, mögen sie ihrem wahren Wesen nach von seinem auch niemals zu erfassen sein; aber er kann seine Anerkennung nur so zum Ausdruck bringen, daß er sich zu zeigen bemüht, wie sehr eigentlich sein eigenes Wesen dem jener Großen verwandt sei. Ist solche Anfreundung auch die denkbar unverzeihlichste Anfeindung, so geht sie als solche immerhin verhüllt. Den großen Dichter Kleist aber befeindet dieser Universalist und Kirchenchrist offen. Ich denke nun, es ist der Freitod und das erfolgarme Leben, also ein Untaugliches für den Geschmack der Menge, das einer Journalistenseele den Mut gibt, gegen Kleist loszuziehen. Freilich ist in dessen rücksichtsloser Redlichkeit, die selbst einen Goethe beunruhigt haben mag, Religiöses genügend wach, um einen Patentchristen, der mit dem Religiösen Schindluder treibt, ehrlich zu entrüsten. Denn wohl an keinem deutschen Dichter ist so wie an Kleist wahrzunehmen, wie Redlichkeit den Menschen erschließt und wichtige Kennzeichen des Religiösen Leben und Tat werden. Zugleich freilich auch, wie dieses Sicherschließen als ein Freiwerden zu sich selber unter dem Verhängnis der erblichen Belastung und der unvermeidlichen Verkettung mit Welt und Mitmenschen immer äußerst mühsam zu erringen ist. Aber wer bliebe unergriffen, wenn er sieht, wie zuletzt der Dichter diese errungene Freiheit zu sich selbst, mehr oder weniger wahrnehmbar, in sich trägt und so davon Zeugnis ablegt, daß er die mühsamen Wege, die zu ihr führen, bereits zurückgelegt hat. Wobei als sicher gelten kann, daß er, um so weit zu kommen, immer mehr gelernt haben muß, das Leben schwer zu nehmen.

Das Leben schwer nehmen: das ist der Schlüssel, um schließlich alles einmal leicht zu finden. Es enthält die religiöse Bewegung, die der „Taoteking" dem Vollendeten also zuschreibt: „Er nimmt alles schwer: so findet er alles leicht."

In Kleist ist diese Bewegung vorhanden. Schon der Prinz von Homburg bringt dieses Schwernehmen und zuletzt noch Leicht-

finden zum Ausdruck in der Auffassung des Todes. Und was das Schauspiel veranschaulicht, wird im Leben des Dichters zur grandiosen Erfüllung. Bahr aber, das den großen Dichter vermeintlich in den Schatten stellende große Kirchenlicht, hat bisher alles leicht genommen: das Leben wie die Kunst, den Glauben, den Katholizismus, das Christentum, ja vorläufig auch den Tod. Und mag er auch weiterhin in Zeitungsartikeln vorgeben, am Leben nicht zu leiden und den Tod nicht zu fürchten (wohl weil er sich selber als glückliches Vorbild der Nachwelt hinterlassen möchte), ja, mag er schließlich selbst daran glauben, so wird er doch niemals in der Vorstellung den Tod soweit überwinden, daß er schaut, was Kleist, als Prinz von Homburg den Tod erwartend, geschaut hat:

„Nun; o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Aetherträume schwingt mein Geist,
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter"

Und noch weniger wird so ein Gaukler vor dem Herrn, wie Bahr, vor seinem Ende zu irgend jemandem sagen können, was der große, chaotische Kleist, einer höheren Ordnung zustrebend, unmittelbar vor seinem Freitod seiner Schwester geschrieben hat: „Möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich!" Denn ein solches Geschehnis weist auf die innere Gesetzlichkeit, als auf die Zumesserin der geistigen Löhnung, hin, die einem immer wieder vor Augen hält, wie Gott gerecht ist. Sie legt in das Schwernehmen das Leichtfinden und bedeutet so ungleich mehr als die Kirche, die wohl dem Leichtnehmen Vorschub leisten, aber nimmermehr die ernste Stunde zuletzt ausbleiben machen kann, die für alles Tun Verantwortung heischt. Verantwortung — begreift, was das heißt, wer zu sich selber niemals wahr gewesen ist.

Der Frühling ist inzwischen eingezogen. Schon bleibt die Nacht hindurch mein Fenster offen, und meine Müdigkeit bespült der glättende Hauch der milderen Lüfte. Es ist alles so groß, was von der Schöpfung zu einem kommt, daß man verlernen möchte, sich nach den Mitmenschen umzusehen. Wenn nur ihr Tun nicht immer wieder wie ein Hohn ins Antlitz dieser Schöpfung wäre! Und wenn die Menschen wenigstens dabei nicht noch so anmaßend wären, dieses ihr Tun für christlich oder religiös auszugeben, das heißt: das Wohlwollen Gottes für sich in Anspruch zu nehmen. Daß die Kirche an dieser Vermessenheit die Hauptschuld trägt, ist zweifellos schon dadurch bekundet, daß sie als Christentum gelten läßt, was nicht einmal das bessere Heidentum für gut und den Göttern wohlgefällig gehalten hätte. Die Hanswursterei liegt demnach zuerst, und auch zuletzt, auf Seite der Kirche. Und eine Zeit, in der die Empörung schon überall wachgerufen ist, als Folge eines Unmaßes von Gewalttätigkeit, und diese wiederum als Folge eines Unmaßes religiöser Entartung, wird auch mit dem Schuldtragenden an dieser religiösen Entartung, wird mit der Hanswursterei der Kirche abrechnen müssen. Und auch ich will redlich das Meine dazu beitragen, daß es geschieht.

Schwaz, im März und April 1919.

LUDWIG FICKER: NACHTRAG

Kierkegaard, 1843, in *„Furcht und Zittern"*: „ . . . Doch darum kümmert man sich wenig in unserer Zeit, welche zu dem Höchsten gelangt ist, während doch keine Zeit, wie gerade sie, dem Komischen verfallen gewesen ist. Und unbegreiflich ist es, daß das Erwartete nicht schon eingetreten ist, daß die Zeit selbst noch nicht durch eine *generatio aequivoca* ihren Helden aus sich herausgeboren hat, den Dämon, der schonungslos das schreckliche Schauspiel aufführen wird, das die ganze Zeit zum Lachen bringen und sie zugleich vergessen lassen wird, daß sie über sich selbst lacht . . . . In einer Art Hellseherei offenbart die Zeit ihr Gebrechen, so wie ein Dämonisches sich immer selbst offenbart ohne sich selbst zu verstehen; denn sie fordert immer wieder das Komische . . . . Sollte die Zeit wirklich der lächerlichen Erscheinung eines Erweckten bedürfen, um etwas zum Lachen zu haben, oder sollte sie nicht vielmehr bedürfen, von einer solchen begeisterten Erscheinung an das erinnert zu werden, was vergessen ist?"

Als aber — endlich! nach mehr als einem Halbjahrhundert — der Dämon aus dem Schoße dieser Prophezeiung in die Welt seiner Bestimmung und wie ein deplacierter Witz aufs Podium sprang: siehe, da ward es dunkel über dem Parterre der Welt. Witz stand als Wolke über dem Zenith der Zeit, beschattete den wunden Punkt, wo sie, vom Sonnenstich der Aufklärung getroffen, sich ganz besonders erleuchtet dünkte, und siehe: Lachen duckte sich, Lachen verlachte sich, denn Blitz auf Blitz entsprang der Wolke Witz. Weltkrieg im Frieden grollte auf, wie komisch! Weltkrieg in Wirklichkeit brach aus, o Wehe, fraß sich im Wundbrand um die Erde und endet Gott weiß wo auf welchem fremden Stern der Kühle. Weltbild der Wehrpflicht, Trugbild der Ehrpflicht, heillos in sich entzweit, zerbarst. Welt, dort, ins Jenseits aufgehobene — Welt, gestern noch ein Stück von uns im Ueberfluß bewegten Daseins: als Toteninsel ward sie abgetrieben, fern schon, verschollen fast dem Tag, nur noch umnachtetem Gesicht ein weither winkendes, traurig versinkendes Fanal. Hier, Welt, zurückgebliebene im Diesseits — Welt, heute noch ein Stück von uns und schwankes Festland unter unsern Füßen: ein Tummelplatz versklavter

Lebenstriebe, ein Pandämonium verkrachten Uebermuts, enthüllt sie noch in jeder Regung ihrer Leidenschaft: in jedem Ausfall ihres blutigen Ernstes, in jeder blutigen Reflexbewegung ihres Galgenhumors, den bunten Varietéprospekt verwester Lebensfreude, auf dem ihr Friede wie ihr Krieg und, beides überragend, der hochgestapelte Raubbau ihrer Geldwirtschaft an all dem *à la hausse* wie *à la baisse* gottlos verspekulierten Lebensgut sich himmelauf und höllenab gebaut hat. — Dies also ist und wird und war einmal, und keine Vision der Trauer vermag zu sagen, wohin es führt. Aber es lebt als Vision der Leidenschaft im Geiste und als eherne Legende im Werke eines Dämons, der diese Schreckensphantasie der Wirklichkeit in eine Zauberwelt des Worts gebannt, in der die Zeit, zu Tod getroffen, in ihrem eigensten Jargon noch aufkreischt und verstummt, um schließlich als verlorenes Echo in jene tiefste, wunderlichste Selbstbesinnung der deutschen Sprache einzugehn, die eines Juden beseligend-erschütterndes Erlebnis war; eines Juden, der sich selbst darin geoffenbart und sich in dieser Höllen-, dieser Himmelsmission — l e i d e r, ihr Arier! — noch immer besser verstanden hat als diejenigen unter euch, die sie ihm in Liebe oder Haß auf ihre Art verdeutschen wollten. Denn diesen Dämon einer fremden — aber was heißt M e n s c h e n „fremden"? — Rasse wird heute kein Arier mehr mit der Aussicht, sich geistig gegen ihn behaupten zu können, als seinen Widerpart ins Auge fassen dürfen, er sei denn r e l i g i ö s bewegt, also ein C h r i s t, und also m e h r als der Arier oder Jude, der sich i n n e r halb der Rasse seine Bestimmung sucht. Der Christ aber, der nicht zugleich sein Verhältnis zur Zeit und das Maß seiner geistigen Berufenheit im Kampfe gegen die Welt am Wirken dieses Juden orientiert und geklärt hätte: er trete vor und werfe — auf die Gefahr hin, sich selbst als Christen zu desavouieren — den ersten Stein auf ihn! Denn wohlgemerkt: nie war die Gelegenheit dazu günstiger als jetzt, da er neuerdings und diesmal aus dem Hintergrund eines erfüllten Schicksals in die fragwürdig erhellte Welt seiner Bestimmung tritt und als die v o l l e n d e t e W e i s s a g u n g d e r Z e i t und deren wesentlich erschöpfte Herausforderung das Podium ihrer Verlegenheit bestieg, um ihr

die Bestialität ihres verlorenen Kriegs und das Elend ihrer Niederlage mit einer Leidenschaft ins Gewissen zu hämmern, die reichlich unbarmherzig anmutet, im übrigen jedoch darauf zu pochen scheint, daß hier nichts in Erinnerung, sondern alles erst zur Besinnung zu rufen ist. Aber wie um die Tragikomik einer Zeitgenossenschaft, die ihn darob rückständig schilt, in einer letzten Offenbarung ihrer Gedankenlosigkeit bloßzustellen, melden sich nun gar noch einige mit anscheinend ganz heilem Kopf und unverstümmelten Gliedern und geben vor, an Krieg und Niederlage n ä h e r beteiligt gewesen zu sein als er, der „nur" die g e i s t i g e Distanz zu dem Verhängnis hatte und daher höchste Zeit habe, vom Schauplatz i h r e r — wohlgemerkt: nicht s e i n e r! — Heldentaten endlich zu verschwinden. Aber spürt auch nur einer von ihnen, die sich da weibisch mit ihrem Fronterlebnis brüsten — doch halt: was wiegt denn dieses flüchtige Erlebnis gegen das ewige Frontverhängnis des Weibes, sich auch den M a n n, das ewige Frontverhängnis ihrer Leidenschaft, auf Leben und Tod aus sich gebären zu müssen?! — w a s w i e g t e s d e n n, heda, ihr Aufgeweckten, die ihr euch rühmt, daß euch der Krieg, der Krieg an sich, der Krieg in seiner Unmittelbarkeit, die Augen geöffnet habe: und spürt denn also k e i n e r von euch das himmelschreiende Unrecht, das ihr damit dem Andenken der Millionen Brüder aus aller weggefegten „Herren" Länder zufügt, denen der Krieg auf Grund desselben — nein: des a n d e r e n! — Fronterlebnisses die Augen für immer geschlossen hat?! Denn d a s wollen wir — w i e?! — mit Karl Kraus doch nie vergessen, daß diese Millionen Menschenleben, die spurlos von der Erde und nicht immer i n die Erde verschwunden sind, die Hunderttausende, die sich als Krüppel auf ihr weiterschleppen, die n ä c h s t beteiligten Opfer eines Unternehmens waren, das verlustreich war, weiß Gott, wie kaum ein zweites, das die Menschheit, dieser passionierte Spekulant auf Gottes weiter Erde, auf dem Gewissen hat. Also *silentium,* ihr Helden von Krieges Gnaden, die ihr — der und jener — vielleicht noch ehegestern meine guten Kameraden im Felde wart, jung und aller Achtung wert; ehrt — den Schläger, die Attrappe eurer Hinterlandswehrhaftigkeit, im Geiste oder

meinetwegen auch *de facto* in der Hand — ehrt eure streitbaren *spiritus rectores magnifici* durch Sympathiekundgebungen soviel ihr wollt (ich weiß, es macht euch Freude und mich ficht's nicht an): aber verschwindet, bitte, einen Augenblick hinter die Kulissen eurer Ideale, denn ich will mir die Erscheinung jenes anderen, jenes immerhin beträchtlicheren *spiritus rector*, der ohne andere Rückendeckung als die seiner Wahrhaftigkeit dem Geist der Menschlichkeit in diesen blutigen Henkersjahren mit einem Wagemut ohnegleichen den Rücken gedeckt hat, ich will ihn mir als eine geistige W i r k l i c h k e i t gerade in jenem k r i t i s c h s t e n Moment vergegenwärtigen, da die Dämonie seiner Selbstaufopferung, sich selbst mit Begeisterung rezitierend, ganz offenbar Gefahr läuft, sich selbst in Frage zu stellen, sich selbst nicht mehr zu verstehen. Oder sollte die Besorgnis unbegründet sein? Sollte Kraus, indem er aus jenem für immer „aktuellsten" seiner Werke liest, worin der Zeiten Schande besiegelt und *„aere perennius"* der Nachwelt überliefert ist — sollte er, da er mit wahrer Inbrunst die mark- und beinerschütterndsten Stichproben aus diesem grammophonetischen Gespensterfilm von ungeheurer Länge vorträgt, darin die Schande selbst das Wort führt und die Satire als Leidenschaft der Reflexion sich nur mehr im verbindenden Text und im gewaltigen Epilog auswirken konnte, hierin jedoch bis auf die Spitze der Verzweiflung getrieben ist — sollte er b e w u ß t das Odium auf sich nehmen, durch Bloßstellung des Unmenschlichen in seiner abstoßendsten Gestalt selbst abstoßend und unmenschlich zu erscheinen: nur weil er Grund zur Befürchtung hat, daß dieses Abstoßende die feminine Welt der Wirklichkeit immer wieder anzieht und spielend für sich einnimmt?! — Dies wäre möglich. Es würde auch die Vehemenz erklären, mit der er dieses Abstoßende immer wieder in ein satirisches Relief treibt, das notgedrungen wie ein Teufelsgespinst ureigener Frivolität in seinen Mienen hängen bleiben muß. Mag aber im übrigen auch sonst noch manche Besessenheit im Ausdruck der Gesamtgeste fremd und schwer zu deuten sein — so z. B. wenn die Lust des Schauspielers die Leidenschaft des Schriftstellers bisweilen förmlich auszupeitschen scheint — das eine ist klar: der Geist, der hier

einem Publikum entgegen, das für ihn im Dunkeln sitzt, die Zucht-, die Notzuchtrute schwingt, bis es sich in Verlegenheit, ja in Empörung windet (weiß Gott, aus welchen Tiefen der Bewußtlosigkeit da manchmal der Applaus herausspringt!), ist den entsetzlichsten Wehen der Zeit als deren leibhaftiges Paradox entbunden, ist gleichsam als Gottes Wechselbalg vom Schicksal in die Welt gesetzt. Diese Zeit aber steht am Ende ihrer glänzenden Laufbahn. Und was da oben schließlich so verwirrendmächtig aus der schmächtigen Gestalt des überzeitlichen Satirikers tritt, ist die Vision des Mörders seiner Zeit. Des Mörders, der sein Opfer völlig in seiner Leidenschaft begräbt. Fürwahr, kein Schmerztöter tobt sich hier aus, sondern ein Lustmörder. Der passionierte Lustmörder all der besinnungslosen Bestialität, die seit undenklichen Biedermeierzeiten den Geist der Menschlichkeit genotzüchtigt, geschändet, hingeschlachtet, mit dem Mantel der Nächstenliebe zugedeckt, ein Kreuz darüber gemacht und ihn zuguterletzt im Massengrab des Weltkriegs mit Gloria-Viktoria zur letzten Ruh — zur Ruh in Gott! — bestattet hat. Aber gerade der Christ, der vor der Theodizee der Unbarmherzigkeit, die sich da wie ein blitzendes Lasso über schlagende Herzen und betäubte Köpfe in die Dunkelheit eines Saales wirft, am tiefsten erschüttert steht und nie die Sorge los wird, ob sie bei Licht besehen nicht auch die Schlinge ist, in der sich letzten Endes noch der Henker des Henkers fängt; er, der sich sagen muß, daß der Geist einer Zeit, aber auch der Geist, der ihn zu überwältigen berufen war, noch nie so in die Enge getrieben war wie heute und hier, in diesem Engpaß der Kraus'schen Satire, aus dem heraus erst Geist wieder ins Freie atmen kann: er also auch besinne sich am tiefsten. Er besinne sich, daß hinter dem Grauen dieser Offenbarung die Erscheinung unseres Dämons immer wieder Schimmer und Umriß jenes Engels mit dem flammenden Schwert annimmt, der die Erinnerung an ein verlorenes Paradies verteidigt. Und er vergesse nicht, daß aus dem Laster- und Lästergrund seiner Satire, daß hinter dem phosphoreszierenden Höllenspuk seiner metrischen Grotesken immer wieder Verse dieses Karl Kraus aufsteigen, in denen die Erinnerung an das verlorene Paradies in eine Wortgestalt von

so erhellter Tragweite gehoben ist, daß sie sich wie ein Steg der Sehnsucht — und bleibe er auch, wie alle Poesie, ein schwanker Notsteg — ins ewige Wort Gottes spannt. Aus der Zeit des großen Kriegs der christlichen Völker Verse sind es eines E r z juden — aufgethaut zum H e r z frieden eines ewig menschlichen Gedächtnisses. Verse wie diese, wahrlich der Treue eines christlich bewegten Menschen wert, dem sie einstmals — wie lange ist das her? — im Schneegrab einer Frühjahrsoffensive und unter dem Gekläffe der Geschütze trostreicher Klang im Ohr und wie die Wiederauferstehung zur Ehre Gottes — die endliche! — einer zu Ehren Satans eingeschmolzenen Osterglocke waren:

„Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks,
kam durch den Winter der Welt der goldene Falter.
Oh knieet, segnet, hört, wie die Erde schweigt.
Sie allein weiß um Opfer und Thräne".

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
DER PFAHL IM FLEISCH

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM VORWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

. . . Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgend welchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zuhause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter annonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender Zeitungen und Zeitschriften, leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

. . . Wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür, sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit.

Kierkegaards Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.— (Kr. 2.40).

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

SÖREN KIERKEGAARD
KRITIK DER GEGENWART

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Theodor Haecker

* * *

AUS DEM NACHWORT VON THEODOR HAECKER (1914):

Kierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahre 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge sah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahre 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas, und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten,

. . . Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, im Gegenteil; er sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die westeuropäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch" sein. Gut, aber glauben sie wirklich, das was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

PREIS BROSCHIERT Mk. 2.50 (Kr. 3.—).